

ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Im Salonwagen der Landstraße, von Georg Belli (mit Illustration). — Kaiserin und Sängerin. Historische Novelle von Luise Mühlbach. (Fortsetzung.) — Caroline Mathilde, Königin von Dänemark, von F. von Hohenhausen (mit Portrait). — Nach dem ersten Debut, von Elise Polko (mit Illustration). — Heirathsorakel in Polen, von Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld. (Schluß.) — Den Blondinen! — Mein erster Gulden. — Die Mode, von Veronica von G. — Auflösungen des Räthfels und des Rebus Seite 72. — Räthfel. — Das modernisirte Kleid. Zeichnung von N. Gylis. — Correspondenz.

Im Salonwagen der Landstraße.

(Aus dem Stillleben „fahrender“ Künstler.)

Von Georg Belli.

Weißgrauer Abendhimmel — weißgrauer Februar-Schnee — weißgrauer Winternebel; — die kahlen Bäume schütteln ihre reißbedeckten Zweige mürrisch und unwillig, als ob sie's der alten bösen Mutter Natur verargten, von ihr mit einer so frostigen und uncomfortablen Position bedacht worden zu sein; der Wegweiser am Meilenstein schließt sich der Ansicht seiner Herren Nachbarn schiefarmigst an; die Büsche hocken verzagt und in sich verkrochen am Boden — kurz, die Landschaft schneidet ein ihrer mißmuthigsten Gesichter. Mißmuthig ist auch das Aussehen der heiligen Dorf-Hermanndad, die in der Menschenform eines rheumatischen Feldhüters und in der Thierbildung eines grauen Hündchens von unerkennbarer Race, das ein Meer von Weltthaf in den von zottigen Haaren umrahmten Augen birgt, des Weges daher schreit. Die Hermanndad ist entschieden übler Laune; der wuchtige Druck der Berufsgeschäfte furcht sich bei Nummer Eins, dem Wächter, auf der sorgenschweren Physiognomie, deren etwas tief nuanzirte Rötze übrigens kaum dem Widerstimmer irgend eines in Abendpurpur getauchten Sonnenunterganges zuzuschreiben sein dürfte, in scharf gemißelten Strichen ab; auch Nummer Zwei, Phylax, scheint seinem Menschenhaft lieber im traulichen Heim der väterlichen Hütte, als auf der unwirthlichen Landstraße obliegen zu wollen, ein Sehnen, dem nur wahrhafte Größe des Pflichtgefühls einigermassen die Balance zu halten vermag. — Da, ichau! — hebt sich dort hinten von den Hügeln nicht etwas Schwarzes ab — nähern sich nicht zwei dunkle, nach und nach allerdings über geometrische Licenz hinaus wachsende Punkte dem diesseitigen Terrain? Gewiß, die Hermanndad Nummer Eins täuscht sich nicht, ihre Stirn faltet sich zu den ehernen Linien äußerster Amtsbewußtseins, die Rötze des Kopfes nimmt um eine leise, geschmackvolle Nuance zu, das Auge ballt sich zu durchbohrender Intensität! Jenes dunkle Etwas drüben schiebt sich näher und näher — es sind zwei Wagen von schwerfälliger, ungewöhnlicher Form, dreimal so breit und lang wie ihre alltäglichen Erdenbrüder, fast ganz geschlossen, halbboogenförmig überdacht, mit kleinen Fensterchen und rauchenden Schornsteinen. — Der Feldhüter nähert sich dem ersten der Fuhrwerke, neben welchem ein Mann und eine Frau von gebräuntem Teint und in seltsamer, mit den Modegefezen der beau monde muthig contrastirender Tracht einhererschreiten.

„Paß bei sich?“ fragt mit energischem Timbre der Mann der öffentlichen Ordnung. — Der Fremde wechselt mit der Frau einige Worte in einer Sprache, die der Feldhüter, der augenscheinlich kein Schüler Mezzofanti's und in etwas weniger, als fünfundsanzig Zungen bewandert ist, nicht versteht. Die Frau zieht eine abgegriffene Brieftasche hervor, aus der sie nach kurzem Suchen ein zusammengewickeltes graugelbes Document nimmt, das sie dem Wächter überreicht. Dieser entwirrt das Papier und sieht sich in ein Labyrinth von Visirstempeln mit Ortsnamen verjeht, die ihm — da er auch mit dem alten Cannabich auf nicht allzuvertraulichem Fuße steht — eine völlig neue geographische Perspective eröffnen. „hm — hm“, brummt er

Ereignisses — der greisenhafte Wirrgengel trägt in der Mitte seines noch dazu mit besonderem Haarregen ausgerüsteten Gesichtes eine — blaue Nase; nicht etwa eine Nase von jener Bläue, wie sie eine kühle Nordbrise auf den menschlichen Gesichtshügeln hervorzuzaubern liebt, nein, von veritablem, schillerndem Berliner Blau, um das der tiefe Himmel Korfu's den glücklichen Inhaber hätte beneiden können. Das ist dem Schützer des Rechtes zu viel, eine unheimliche Schwüle beschleicht seine Seele, ängstlich reißt er sich los und verläßt geflügelten Schrittes mit Phylax die Stätte des Attentats der blauen Nase, um drüben in der Wirthsstube zum grünen Löwen bei einem Gläschen aus der Tafel seines Gedächtnisses den Eindruck zu löschen, den das

spukhafte Rencontre auf ihn gemacht, und der ungefähr jener unbehaglichen Empfindung gleicht, welche der Schiffer verspürt, wenn ihm auf nächtiger, wolkenbedeckter, knirschender See der fliegende Holländer seine geschätzte Aufwartung macht. Wir aber wollen zu den Wagen zurückkehren, die langsam im Halbdunkel des Abends dahinrollen; sie gehören jener seltsamen Mischsorte von Haus und Behisel an, die ihre Insassen — die reisenden Gaukler — Wohnwagen nennen. Nicht nur, daß jenes Nomadenvölkchen im Wohnwagen seinen endlosen Pilgerzirkel von Stadt zu Stadt, von Land zu Land beschreibt — nein, auch während des Aufenthaltes in Messplätzen und Jahrmärktsorten wird der alte Reisecoloss nicht außer Cours gesetzt und dient nach wie vor, in unmittelbarer Nähe der Schaubude stehend, der Künstlerfamilie als Leib- und Hauptresidenz, als Winter- und Sommerpalais. Er enthält eine Küche, einen Salon und die erforderlichen Schlafboudoirs, alles das nicht gerade in den Größenverhältnissen des Straßburger Münsters entworfen und auch nicht durch massive Panzerplatten in die verschiedenen Appartements zerlegt, aber bongré, malgré vorhanden. Im Reisewagen erblickt oft genug der Gaukler-Säugling das Licht der Welt, im Reisewagen macht oft der Gaukler-Greis den letzten, den eigentlichen salto mortale über die Barrière der Arena des „unentdeckten Landes“! Und wie viel Erd- und Meerwunder bergen sich meist hinter den vier Holzwänden, Kautschukmännern und Seesjungfern, Riesen und schwebende Griechinnen, Eskimos und sechsbeinige Schafe — kaum Vater Noah dürfte eine größere Leistungsfähigkeit entwickelt haben. In dem einen der zwei Reisewagen, denen wir Anfangs unserer kleinen Skizze begegneten, wohnen, außer dem wilden Südseeinsulaner, die beiden Hauptkünstler der kleinen Gaukler-Caravane, der afrikanische Zuave Ali-Babu, Athlet und Virtuose auf fünfzehn Trommeln mit siebzehn Trommelstöcken, und der weltberühmte Wunderzwerge. Ali-Babu hat eigentlich zwar nicht im heißen Wüstenlande die Muskete getragen, dafür aber bereinst in



Im Salonwagen der Landstraße.

dessenungeachtet mit Kennermiene, stiert, um seiner Würde Nichts zu vergeben, noch ein paar gewitterbange Momente auf ein türkisches Wisa von fast mittelalterlichem Datum und gibt dann die schon in beunruhigender Weise sich aus den Fugen rentende Legitimation dem Eigenthümer zurück. „hm — hm“, brummt er noch einmal, den Ton um eine obrigkeitliche Terz tiefer transponierend und sich angestrengt bestimmend, was er eigentlich noch fragen soll; da — um mit Alexander Dumas père zu reden — da begibt sich etwas Außerordentliches. Das eine der kleinen Wagenfenster fliegt auf, ein greisenhaftes Wesen mit einem Antlitz, das der Dante'schen Hölle alle Ehre machen würde, streckt eine rauhe Hand ins Freie, die der verbläuterten Hermanndad eine wohlgezielte Ladung Eierchalen ins Gesicht schleudert, dann mit Blitzeschnelle den Schawl ergreift, der den Hals der Behörde ziert, und an dem Schirmer des Gejezes eine Studie im Straguliren beginnt, die an Abrundung der Technik kaum Etwas zu wünschen übrig läßt. — Soweit hätte die Sache, abgesehen von ihrer wenig einleuchtenden Unnehmlichkeit, nichts geradezu Auf fallendes; aber — und das bildet das dämonische Relief des

Havelberg als Trainknecht beim Appell auf den Namen August Schulze gehört; den siebzehn Trommelstöcken thut das, genau betrachtet, keinen sonderlichen Abbruch. Der weltberühmte Wunderzwerg trägt den stolzen Namen Admiral Tom Nelson; seine Wiege stand in Wautzen, sein Erzeuger hieß Wurzelmeier, und der Admiral selbst erfreut sich der bürgerlichen Charge eines „gelernten“ Knopfmachers. Beide „Künstler“ sitzen an einem in den Boden des Wagens gerammten Tischchen und spielen in schlichter Herablassung eine Partie Sechszehszig; als Preisobject des Kartentourniers ist von jedem der beiden Partner ein Silbergrofchen in die erwartungsvoll zuckende Wage der Entscheidung geschleudert worden. Eigentlich haßt der Admiral seinen Gegner; der afrikanische Juave wird nämlich immer auf den Zetteln als Hauptmagnet mit bunten Namenszügen annonciert, während es Tom Nelson noch nicht über simple Druderschwarz gebracht hat; außerdem besißt Ali-Babu aus seiner langjährigen Trommel-Künstler-Laufbahn die unangenehme Gewohnheit, auch ohne Instrument von Zeit zu Zeit die Umwandlung zu einem regelrechten Sturmwirbel nicht völlig unterdrücken zu können; nun hat der Admiral längst die Beobachtung gemacht, daß diese Finger-Wirbelsucht seines Kameraden meist nach einer verlorenen Sechszehszig-Partie auszubrechen und dann auch ihn, den unglücklichen Tom Nelson, in das Bereich der genialen Leidenschaft seines Gefährten zu ziehen pflegt, der in seinem blinden Paroxysmus des bedauernswerthen Admirals geplagtes Haupt wahrscheinlich für die fünfzehnte Trommel hält! Das ist dann jedesmal ein peinliches Dilemma — entweder pecuniärer Verlust oder kunstgerechter Sturmwirbel! Wer möchte es dem commandirenden Knopfmacher zur See verdenken, daß er aus seinem sonst harmlosen Herzen einen Anflug von finsternem Groll gegen den Trommel-Ali-Babu aus Havelberg nie ganz zu bannen vermag! — Diesmal entscheidet sich die Schicksalsgöttin für den Silbergrofchen, und die eines Admirals überdies unwürdige Rolle der fünfzehnten Trommel bleibt Tom Nelson für heute erspart! Nach dem Spielchen zieht sich der siegreiche Ali in das gemeinsame Schlafverließ zurück. Der Admiral aber blickt sinnend durch das Fensterchen zum düsteren Himmel auf, und in seiner Seele wogt namenloses Weh über den eben entschwindenden Mamon und über die seinem sonst so ehrenwerthen Titel versagten buntgedruckten Lettern!

Ueber den Südjeseinulaner, den dritten im Bunde der fahrenden Gauklerhambregarnie, bleibt nicht viel zu sagen; er ist ein wirklicher Schwarzer, der den beliebten Vergleich mit der Farbe des Ebenholzes weniger zu scheuen braucht, als eine eingehende Prüfung seiner „angeborenen“ Wildheit, die vom Programm in so eindringlicher Weise betont wird, daß man glauben sollte, die Diners und Soupers des Inulaners beständen lediglich aus lebenden Krokodilen, Haiischen oder Abgottschlangen. Im Interieur seines vierradrigen Domicils gestaltet sich das „Menu“ des Wilden bei weitem friedlicher; ein Stückchen Schlackewurst und zwei geschmierte „Butter-Bemmenchen“ scheinen die grausamen Instincte des schauerlichen Gourmands vorläufig zum Schweigen gebracht zu haben. Eine streng wissenschaftliche Erklärung dieses immerhin auffallenden Factums bleibe dem bewährten Blick des Forschers von Fach vorbehalten!

Im anderen Wagen haust die kleine Familie des Unternehmers, der mit seiner Ehehälfte eine Strecke lang neben dem Gespann einseppromenirt; ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, das als Sphide auf der rollenden Weltkugel der gerechte Stolz seiner Eltern zu werden verspricht, zwei Jungen von acht und sechs Jahren, die eine höchst beachtungswerthe Begabung für den Charakter-Gieranz und das chinesische Degenstücken verrathen, und Willy, der jüngste, zugleich aber der meistversprechende Sproß des beneidenswerthen Künstlerstamms. Das kleine Genie hat, obgleich erst zwei Jahr alt, den Muses bereits eine blendende Palme abgerungen; Willy vermag schon jetzt — wer dünkt sich Raphael genug, das Entzücken des Vaters, die Sonne der Mutter zu malen — den Kopf so zu drehen, daß ihm das Gesicht auf dem Rücken sitzt! Im Uebrigen wird eine Ecke des Salons von einem mit leichter Kette gefesselten großen Mandrillaffen occupirt; wir glauben in ihm nicht ohne Grund den beim Beginn dieser Zeilen in Scene getretenen Bürger mit der blauen Nase vermuthen zu dürfen; Mameluk — so nennt sich der vierhändige thätliche Beleidiger öffentlicher Behörden — kann auf dem Drahtseil tanzen, den verliebten Recruten executieren und den lustigen Matrosen mimisch-plastisch auf das täuschendste verkörpern. Seine Vielseitigkeit hat ihm mit Recht eine geachtete Stellung in der Kunstwelt und der Familie eingetragen; er ist enfant chéri des Publikums wie des Hauses! Im Hintergrund des ambulanten Zimmers steht in Risten und Kästen verpackt ein unübertreffliches Diorama aufgestapelt, in diesem Korbe der Golf von Neapel, in jener Pappschachtel das Polarmeer, im alten Blechtopf daneben die schwebenden Gärten der Semiramis! Die Kinder kauern an der Erde und spielen; Lavinia, die „rollende Kugel-Sphide“, erklärt ihren jüngeren Brüdern aus einem fadenförmigen Wilderbüchlein die eleusinischen Mythen des A-B-C; Willy, das Miniaturgenie, dreht theils den Kopf auf den Rücken, theils beschäftigt er sich damit, den neuen Cylinderrut seines Paps, den er aus dem Lederkitt hervorgekratzt hat, durch Anwendung seines eigenen Zehs als Druckapparat in eine möglichst correct gearbeitete Scheibe zu verwandeln. Mameluk, der Mandrillaffe, entwickelt inzwischen in seiner dunklen Ecke eine stille, geheimnißvolle Thätigkeit; im linken Kanonentiefel seines Herrn und Besitzers, den dieser als Bremer Rathskeller seiner Weinvorräthe zu verwerthen pflegt, hat er eine gewichtige, bis zum Stöpsel mit altem Portwein gefüllte Flasche entdeckt; das Flacon ergreifen und entforten ist für den verdienstvollen Darsteller des lustigen Matrosen das Werk eines Augenblicks; mit der kaltsblütigen Routine des gewiegten Mimik setzt er die Flasche an die Lippen und geräuschlos läßt er Welle auf Welle des feurigen Nebenfaßtes hinabgleiten in seine durstige Künstlerkehle. Lavinia ist während dieses Stilllebens in ihrem Lehrkursus bis zum Buchstaben N vorgeschritten und sucht die Kleinen gerade mit den poetischen Schönheiten des tiefempfundnen Fabel-Berjes:

„Die Nette ist der Blumen Bier,
Das Nashorn aber ist ein Thier —“

vertraut zu machen, da — sei es, daß Mameluks Hirn nach und nach von den satanischen Mysterien des Weins unnachtet worden, sei es, daß die gewählte Marke auf die Dauer nicht ganz seinen Anforderungen entsprochen — da gibt es einen entsetzlichen Krach! Mit kräftiger Faust hat der sybaritische Quadruman die Flasche gegen die Decke geschleudert, so daß ihr Inhalt gleich einem Katarakt sich auf Willy den Wunderknaben ergießt, Mameluk selbst aber raßt berberterartig durch die Räume des Salons, prustend und grunzend, Alles über- und durcheinander

werfend, zerstörend, verheerend. Ja, es ist kein Zweifel, Mameluk hat seine Künstlerlehre befecht, Mameluk hat sich einen entsetzlichen Haarbeutel geholt. Lavinia sucht, jedoch vergebens, ihn zu hassen, die Kinder schreien, die Eltern klettern in den Wagen, Willy stürzt kopfüber in den Golf von Neapel! — Nach wenigen Minuten ist die Ordnung wiederhergestellt — ruhig ziehen die Wagen ihre Straße fort, bis die Nacht sich vollends auf die weite Schneedecke niederstent, und die in der Ferne aufblühenden Lichter des Dorfgasthauses den Reisenden für heute ihr Willkommen entgegen leuchten. — Mameluk aber schlummert längst ächzend und seufzend — von strafenden Traumbildern umfungen — auf seinem ärmlichen Lager, und vor ihm steigt der mahnende Geist seines Urahnen aus der Nacht des Grabes empor und drohend schwingt er einen Baumast des Urwalbes und schauerlich ruft er dem entarteten Enkel zu: „Wehe, Wehe!“

Kaiserin und Sängerin.

Historische Novelle von Luise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

V. Das Fest in Austerlitz.

Am andern Morgen hielt vor dem Palais des Fürsten Kaunitz eine große Reise-Equipage. Trotz der etwas kalten, schneidenden Frühlingsluft war der Wagen zurückgeschlagen, so daß Jedermann Diejenigen sehen konnte, welche auf den Sitzen ihre Plätze einnehmen würden.

Es hatten sich bereits viele Menschen versammelt, welche neugierig die glänzende Equipage betrachteten und abwarteten, ob der Fürst selber darin Platz nehmen würde.

Die Wiener waren stets sehr neugierig, den Fürsten, den mächtigen Oberhofkanzler Kaunitz, zu sehen, den Mann, von dem es bekannt war, daß selbst die Kaiserin Maria Theresia sich vor ihm beugte, und daß sein Wille mehr Bedeutung und Gewicht hatte, als der des Kaisers Franz. Es war aber sehr selten, daß das Volk von Wien des Fürsten ansichtig ward, denn immer nur in geschlossener Equipage verließ er sein Palais, und dazu war sein Haupt stets in den hochauftretenden Kragen seiner drei oder vier Mäntel vergraben, die er je nach der Witterung überzuwerfen pflegte, sorgfältig jeden Lustzug von sich abwehrend.

Zwei andere Kutschen, die durch die Straße herangerollt kamen, hielten ebenfalls vor dem Palais des Fürsten Kaunitz an.

Aus der ersten sprang ein langer, schlanker Mann mit ergauntem Bart hervor, und die Leute flüsteren einander zu: „Das ist der Graf Durazzo, der Director der Kaiserlichen Theater.“

Durazzo aber eilte zum zweiten Wagen und öffnete den Schlag, die Lakaien zurückwehrend, welche aus dem Palais herzu-eilten.

Jetzt über den niedergelassenen Tritt schwebte eine wunder-volle, schöne Frauengestalt hernieder. Graf Durazzo bot ihr den Arm und führte sie in das Palais.

Die Menge schaute lächelnd und staunend ihr nach.

„Das ist die Signora Gabrieli, die Freundin des Fürsten Kaunitz,“ flüsterete man einander zu, und dann erzählte man sich, daß die Kaiserin plötzlich den Intendanten und Director der Oper entlassen habe, und daß die Signora Gabrieli gestern Abend nicht habe singen dürfen, weil die Kaiserin sehr erzürnt über dieselbe sei und sie aus Wien verbannt habe.

„Und dennoch ist sie hier?“ fragten andere Neugierige, „und der Fürst Kaunitz wagt es, sie anzunehmen?“

„Ja, der Fürst ist eben ein mächtiger Mann! Mächtiger noch, als die Kaiserin, und —“ Plötzlich verstummten Alle, denn in der Thüre des Palastes erschien jetzt, von seinen Haus-Officieren und Dienern umgeben, der Fürst Kaunitz, tief eingehüllt in seine Mäntel, aber nicht, wie sonst, den hohen Pelztragen hoch emporgezogen, den Hut mit den weißen Straußenfedern tief in das Angesicht gedrückt, sondern frei und stolz das Haupt gehoben, daß Jedermann ihn schauen konnte.

Ueber die Teppiche, welche von dem Palais zu der Equipage heranreichten, schritt der Fürst dahin, und die Lakaien beeiften sich, den Schlag des Wagens zu öffnen und den Tritt herniederzulassen.

Er aber wehrte sie zurück und stellte sich wartend neben dem Schlag auf.

Jetzt kam, ganz eingehüllt in einen prachtvollen Mantel von grünem Sammet mit Hermelin verbrämt, die Signora Gabrieli am Arm des Grafen Durazzo heran.

Kaunitz reichte ihr die Hand und hob sie mit verbindlicher Besonnenheit in den Wagen, dann folgte er ihr und nahm an ihrer Seite Platz.

Auch Graf Durazzo schwang sich in den Wagen und ließ sich den Beiden gegenüber nieder.

Dann schmetterten die Postillone, setzte die Equipage sich in Bewegung und fuhr langsam durch die Menge, welche mit Verwunderung auf das unerwartete Schauspiel starrte. Fürst Kaunitz im offenen Wagen! Neben ihm die Sängerin, welche die Kaiserin verbannt, und auf dem Rücksitz Graf Durazzo, den die Kaiserin plötzlich seines Amtes entsetzt hatte!

Es war unerhört! Das Gerücht davon flog wie ein Lauf-feuer durch ganz Wien und regte alle Gemüther auf zu glühender Neugierde.

Die Reise-Equipage des Fürsten fuhr indessen durch die Straßen langsam weiter; Jeder konnte den Fürsten sehen und neben ihm die schöne Sängerin, welche lächelnd die Vorübergehenden anschaute und hier und da die Herren grüßte, welche sie erkannten, wie erstarrt stehen blieben und vor Staunen fast den Gruß zu erwidern vergaßen.

Der Wagen fuhr, überall gefolgt von Neugierigen, die Herrengasse hinunter und durch das alte kärnthner Thor auf die Landstraße. Als man die Vorstadt hinter sich gelassen, ging es im rascheren Trabe weiter.

Jetzt endlich war die Außen-Barriere erreicht, endlich fuhr man hinaus, wo es keine Gaffer und keine Zuschauer mehr gab!

„Lassen Sie den Wagen anhalten,“ sagte der Fürst Kaunitz. „Ich meine,“ fuhr er zu der Sängerin gewendet fort, „ich meine, wir haben jetzt genug gethan, genug geduldet! Man soll den Wagen schließen.“

Er lehnte sich fröstelnd in die Ecke zurück, die Lakaien sprangen hernieder und hoben die beiden Lederwände der Equipage empor, zogen die Schrauben und Haken zusammen und die Glasfenster in die Höhe.

„Gott sei Dank!“ sagte Kaunitz, sich in seinen Mantel hüllend, „Gott sei Dank, die Dual ist vorüber! Ich habe um Entlassung willen heute das Unglaubliche geduldet, und es wäre ein Wunder, wie es nur dem Fürsten Kaunitz geschehen kann, wenn ich nicht eine entsetzliche Krankheit zugezogen habe.“

Die Signora Gabrieli aber sprang von ihrem Sitz empor und jetzt, da Niemand von draußen sie sehen konnte, schlang ihre beiden Arme um den Hals des Fürsten und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

„Ich danke Ihnen, Sie sind großherzig, genial und mein Freund! Sie haben um meinetwillen nicht bloß der Kaiserin, sondern auch der Luft getrotzt, und ich weiß, daß das mehr ist, als Sie mir eine Million geopfert! Ich danke Ihnen, wie nur die Gabrieli Ihnen danken kann, und ich danke Ihnen, was Niemand in Wien sich rühmen kann, von der Kaiserin empfangen zu haben! Ich gebe Ihnen diesen Kuß und diesen Kuß!“

Sie berührte wieder und wieder mit ihrem schönen Mund die Lippen des Fürsten.

„O, Fürst, das war groß, das war himmlisch von Ihnen ausgebracht! Ganz Wien wird jetzt wissen, daß Fürst Kaunitz mit der Verbannten, der in Ungnade Gefallenen im offenen Wagen gefahren ist! Es wird zu der Kaiserburg exportieren, Maria Theresia wird in Zorn erglühen über diese Nachricht!“

„Ich glaube selber, daß Sie mit mir zufrieden sein können, sagte Kaunitz, auf dessen Lippen der schwache Glanz eines übergehenden Lächelns aufdämmerte. „Nur ich war im Stande dies auszuführen.“

„Ja,“ rief Graf Durazzo, „nur ein so mächtiger Herr wie unser Fürst konnte es wagen, so der Kaiserin zu trotzen und uns Weiden eine glänzende Revanche zu geben.“

Fürst Kaunitz nickte. „Ich bin noch nicht zu Ende, habe der Gabrieli volle Revanche versprochen, und sie soll haben! Ich gab mein Wort, und Kaunitz erfüllt stets, was versprochen hat!“

Einige Stunden später fuhren auch aus dem Hofburgpark eine Reihe Equipagen ab. In der ersten großen, vergoldeten Fensterkutsche saß die Kaiserin mit ihrem Gemahl Franz Stephan und den beiden Erzherzoginnen Christine und Elisabeth, im zweiten Wagen befanden sich die Erzherzoge Leopold und Maximilian mit ihrem Ujo, dem Grafen Bathiany, und in vier weiteren folgten die Hofdamen und Kammerherren, die zu der seltenen Luftfahrt befohlen waren.

Die Kaiserin schaute, als die Equipage aus dem Burgpark hinausgefahren, aus dem Kutschenfenster zu den Fenstern Gemächer empor, in denen ihr Erstgeborener, der Erzherzog Joseph, wohnte. Dann sank sie mit einem tiefen Seufzer in sammetnen Kissen zurück.

„Es ist halt traurig,“ sagte sie, während die Equipage die Straßen hinrollte, „halt recht traurig, daß der Joseph nicht entschließen konnte, uns zu begleiten!“

„Ich meine, Frau Kaiserin, das ist ganz natürlich!“ fuhr der Kaiser ernst, „er trauert um seine schöne und geliebte Gemahlin, und ich denke, Eure Majestät würden's selbst nicht sehen, wenn er so schnell des Grames sich entschlagen könnte. Wenn man seine Gemahlin liebt, so ist ihr Verlust das Höchste, was Gott einem Manne auferlegen kann!“

Und wie er das sagte, nahm der Kaiser die Hand der schönen Gemahlin und drückte sie an seine Lippen. Sie lächelte ihm zu.

„Danke Dir, mein Franzl, für dieses Wort, und merk's! Ich hab' meine Töchter. Laßt dieses schöne Wort Eures Herrn Vaters Euer ganzes Leben hindurch in Euren Herzen nachklingen, heilige Musik, und möge Gott geben, daß Euer Gemahl auch einmal so spricht. Recht hast wohl, Franzl,“ fuhr sie fort, blauen Augen auf ihren Gemahl richtend, „Recht hast wohl, wenn ich harter Kummer, den das Schicksal unserm Joseph auferlegt hat, aber er wird's auch überstehen, und der Schmerz wird sich bluten! Und dennoch hätt' ich gewünscht, daß der Joseph schon sich überwunden hätt' und mit uns zum Kaunitz gefahren wär'. Es hätt' ihn doch zerstreut!“

Der Kaiser lächelte. „Meinst das wirklich, Theresia? Meinst, daß wir in dem alten, düstern Schloß zu Austerlitz die närrischen Fürsten Kaunitz Erheiterung und Zerstreuung finden können?“

Die Kaiserin lächelte nun auch und nickte ihm zu. „Wahr, 's mag wohl etwas langweilig werden, der Herr Kaunitz geniren sich nicht gern und vermeinen Wunder, wald' große Ehre er dem Kaiser und der Kaiserin erzeigt, wenn er sein Schloß einladet. Nun, wir werden ja sehen, Franzl!“

VI. Das Concert.

Spät am Abend erst langten die Equipagen an dem Hofburgpark an und fuhren in die große Halle des Schloßes wo Lakaien mit Fackeln ein Spalier bildeten. Am Kutschenfenster der Kaiserin empfing Kaunitz seine hohen Gäste und führte sie in die für sie bestimmte glänzende Reihe der Gemächer. „Majestät werden von der Reise sehr ermüdet sein und Erholung bedürfen,“ sagte der Fürst dann mit der würdevollen Ruhe eines Herrschers, der seine Befehle erteilt und seine Anordnungen schon im Voraus getroffen hat. „Ich habe die jeden weiteren Empfang unter sagt, und man wird das Hofpaar in ihren Gemächern nebst den Erzherzoginnen bedienen. Auf morgen verschiebe ich mir die Ehre, meine erlauchten Gäste mit dem Schloßpark bekannt zu machen!“

Er verneigte sich tief und küßte die Hand der Kaiserin, dann noch ein paar gültige Worte mit dem Kaiser und zog sich zurück.

„Nun,“ fragte der Kaiser, seiner Gemahlin zunicke, „nicht auch, Theresia, daß es schon beginnt, wie ich's vorher sagt habe? Wir sind im Schloß zu Austerlitz Nichts weiter, die Gäste des Fürsten Kaunitz, und wir müssen nach seiner Herberge tanzen.“

„Und ich glaube, Franzl,“ sagte die Kaiserin, „s' wird eine traurige Melodie sein! Aber wir haben's nun einmal genommen und wir sind keine Gäste! Wir waren dem Fürsten Kaunitz, der uns durch alle Stürme und Kämpfe so glücklich gelavirt und einen ziemlich günstigen Frieden abgeschlossen hat, wir wenn ihm eine solche Anerkennung schuldig, und so muß wir denn bonne mine au mauvais jeu machen! Und es ist ein Trost, daß wir nur einige Tage hier bleiben! Doch ich verhoffe es dem Herrn Kaiser, daß ich morgen den ganzen Tag ein heiteres Gesicht machen und mich über Nichts ärgern und trübselig sein will.“

„Und ich gebe der Frau Kaiserin dasselbe Versprechen, daß ich mich nicht ärgern will, denn sonst könnt' ich halt schon jetzt anfangen,“ lächelte der Kaiser; „hat dieser Herr Fürst doch kaum Notiz von mir genommen, und nicht im Traum ist's ihm eingefallen, mich auf meine Zimmer zu begleiten und sie mit anzusehen!“

Nein, nicht im Traume war's ihm eingefallen! Er war ruhig in seine Gemächer zurückgekehrt, der Fürst Kaunitz, und da diese auf dem andern Flügel des Schlosses lagen, als die Gastzimmer, hörte Niemand das fröhliche Lachen und Plaudern, welches noch spät am Abend in den Wohnzimmern des Fürsten erschallte. Die Signora Gabrieli war, besonders seit die Kaiserin mit ihrem Gefolge angekommen, in glänzender Laune, und Graf Durazzo wußte so allerliebste Geschichten und Anekdoten zu erzählen, daß selbst der Fürst seine Erhabenheit vergaß und sein fröhliches Gelächter in den lauten Jubel der Signora Gabrieli mischte.

Nicht im Traume war's ihm eingefallen, den Kaiser in seine Gemächer zu begleiten. Er hatte diese Sorge seinem Hausofficier überlassen, doch der gutmüthige Kaiser Franz blickte ganz vergnügt nach, als Jener mit dem schweren Armleuchter ihm vorleuchtete, und Niemand ihm zur Seite ging, als sein eigener Kammerherr.

„Der Oberhofkanzler ist eben ganz anders, als alle anderen Menschenkinder. Vergessen wir über seinen barocken Gesellschafts-Manieren nicht, daß er ein großer Staatsmann ist, und daß die Kaiserin Maria Theresia ihm vertraut und seiner Staatsweisheit sich unterordnet, wie sie es sonst bei keinem anderen Menschen thut!“

Kaiser Franz Stephan hatte Recht. Auch am anderen Morgen wollte die Freude nicht recht einziehen in das alte ehrwürdige Schloß Ausseritz! Vergebens suchte man sie auf in dem großen Park, dessen hohe Bäume und weite Rasenplätze so still und schweigend lagen! Vergebens strebte man sie zu erhaschen, als später auf dem Schloßhof zu den Klängen der Musik die Bauern und die Bäuerinnen in ihren weißen Trachten mit Blumensträußen im Haar einen bukolischen Tanz aufführten! Die Musik klang mit ihren Volkswesen so melancholisch, und die Tänzer und Tänzerinnen, die zu diesem großen Feste von ihrem Gutsheeren, dem gestrengen Fürsten selbst, commandirt waren, machten ein so erstauntes und geängstigtes Gesicht, daß man wohl sah, wie ihnen das Tanzen auch keine Freude war.

Und dann kam das Diner, ein prächtiges, außerordentliches Diner; man speiste und trank das Beste und Köstlichste, aber was für andere Menschenkinder vielleicht ein Genuß gewesen wäre, konnte es doch nimmer für das hohe Kaiserpaar und seine Kinder sein! Man war gewohnt in der Kaiserburg zu Wien, an außerordentlichen Speisen und Getränken sich zu laben, und Fürst Kaunitz, der zwischen dem Kaiserpaar seinen Platz genommen, war es weniger gewohnt, zu unterhalten, als unterhalten zu werden.

Die Kaiserin war daher recht zufrieden, als das Dessert kam, und bald darauf Fürst Kaunitz das Zeichen zum Aufstehen der Tafel gab, als wär' die Kaiserin nicht da, der allein diese Ehre gebührte.

Maria Theresia lächelte gutmüthig dazu und nickte verstoßen dem Gemahl zu, der von dem feierlichen Wesen und den steifen Formen des Fürsten keine Notiz nahm und fröhlich drein schaute.

„Nach Tische,“ sagte Fürst Kaunitz jetzt, mit feierlicher Miene sich an die Kaiserin wendend und sich leicht verneigend, „nach Tische wird, wenn's Eurer Majestät so gefällig ist, Handkuß und großer Empfang des hohen Adels aus Brünn und aus der Umgegend hier stattfinden! Und dann heut' Abend, wenn's Eurer Majestät beliebt, Concert.“

„Ein Concert!“ rief der Kaiser fröhlich, „das freut mich wirklich, Durchlaucht! Sie sind in der That ein sehr aufmerksamer und freundlicher Wirth! Sie wissen, daß die Kaiserin, ich selbst und meine Kinder, daß wir Alle die Musik lieben. Und was, Herr Fürst, werden wir in dem Concerte hören, und wer wird es executiren?“

Der Fürst verneigte sich. „Eure Majestät werden mir verzeihen, wenn ich das als eine kleine Ueberraschung mir vorbehalte! Jedenfalls kann ich versprechen, daß die Majestäten die schönsten und beste Musik, welche es in Europa gibt, vernehmen werden!“

Und es geschah, wie Fürst Kaunitz, der Ceremonienmeister seines Schlosses, es angeordnet hatte.

Nach Tische war große Cour, und nach dem Handkuß war der ganze Adel auch zu dem Concert geladen. In ihren glänzenden Toiletten, funkelnd von Brillanten, erschienen die vornehmen Damen in dem großen Concertsaal, in goldgestickten Uniformen und in spanischen Hoffleibern die Cavaliere.

Und jetzt, am Arm des Fürsten Kaunitz, trat die Kaiserin Maria Theresia ein, ihr folgten der Gemahl und die Erzherzoginnen.

Sie war eine stolze und herrliche Erscheinung, die Kaiserin Maria Theresia, und wie sie im Glanze der hundert und hundert Perlen, die von den Kronleuchtern strahlten, jetzt in die Mitte des Saales trat, flog ein Murren der Bewunderung und des Entzückens durch die Reihen der Cavaliere und Damen.

Die beiden jungen Erzherzoginnen waren einfach gekleidet, wie's die Kaiserin liebte, in rothen Roben oder Sac's, die mit Gold und Silber durchwirkt und mit Blonden verbrämt waren. Auch waren die jugendfrischen Gesichter nicht mit hochrothter Schminke überlicht, welche der Mode gemäß selbst die Kaiserin auf ihre Wangen gelegt hatte.

Hinter den Erzherzoginnen kamen die Hofdamen in gleicher Tracht wie diese, und dann folgten die Cavaliere in rothstichenen Frack oder goldgesticktem Oberrock und mit grüner, goldbordirter Weste, wie die Kaiserin selber Alles vorgeschrieben.

Der Fürst geleitete das Kaiserpaar zu den beiden Lehnstühlen, welche auf einer kleinen Tribüne unter einem Baldachin sich erhoben, daneben standen die kleineren Lehnstühle der Erzherzoginnen, und wenig unterdessen nur von dem Sessel des Kaisers, dicht bei demselben, der Sitz für den Fürsten Kaunitz.

Als das hohe Paar sich niedergelassen, winkte die Kaiserin gnädig zu beiden Seiten hin, und die Damen nahmen nun Platz auf den kleinen Tabourets, während die Herren ehrfurchtsvoll hinter denselben stehen blieben. Fürst Kaunitz, der sich einen Moment an der Seite des Kaisers niedergelassen, erhob sich nun und näherte sich der Kaiserin.

„Majestät erlauben, daß unser Concert beginnt?“ Die Kaiserin nickte gnädig. „Herr Fürst, wir sind hier Seine Gäste, und Er allein hat zu entscheiden, wie es sein soll. Ich freue mich aber halt auf Sein Concert!“

Jetzt wendete Kaunitz den Blick zu dem hohen vergoldeten Chore, wo eine Schaar Musiker, die eigens aus Wien gekommen waren, verammelt saßen. Ein Wind des Fürsten nun, und die feierlichen und erhabenen Klänge der Introduction von Orfeo ed Euridice rauschten durch den Saal. Das Kaiserpaar lauschte andächtig auf die Klänge der wundervollen Musik Meister Gluck's. Die Augen der Kaiserin füllten sich mit Thränen. Das waren die Klänge, welche die Erzherzogin Isabella, die verstorbene Gemahlin Joseph's, so sehr geliebt hatte, das waren auch die Töne, welche allein vermocht hatten, den Schmerzkrampf in der Brust des trauernden Gatten zu lindern.

Auch der Kaiser war ernst geworden und gerührt, auch seine Augen verschleierten sich bei diesen erhabenen Melodien. Die Kaiserin reichte ihm die Hand, und ein Seufzer drang aus ihrer Brust.

„Ach, warum ist doch auf Erden Alles so vergänglich, warum stirbt und vergliht Alles, die Liebe, die Jugend und das Glück! Wir lieben heute, was wir morgen hassen, und was sich heute in Jugendfröhlichkeit darstellt, ist morgen eine abgefallene Blüthe!“

Jetzt schwieg die Musik, und da die Kaiserin mit eigenen Händen das Zeichen zum Applaudiren gab, erklang lauter Beifall durch den Saal.

Fürst Kaunitz erhob sich. „Wenn Majestät erlauben, gehe ich jetzt, die Sängerin zu holen, welche die Ehre haben wird, vor Euren Majestäten zu singen!“

Und mit der gewohnten Feierlichkeit schritt der Fürst durch den langen Saal. Der Kaiser neigte sich zu seiner Gemahlin hin. „Frau Kaiserin!“ flüsterte er, „Ihr werdet Eures Versprechens eingedenk bleiben, den ganzen Tag ein freundliches Gesicht zu machen und Alles hinzunehmen, wie's unser seltsamer Wirth, der Fürst, eingerichtet hat?“

Die Kaiserin nickte. „Ich werde dessen eingedenk bleiben. Aber was fragt mich danach, Franz!“

„Ich frage nur, weil mir etwas Schlimmes ahnt. Ihr wißt, Kaunitz ist ein gar obstinater und eigensinniger Herr, und man hat mir gestern Morgen Etwas erzählt, was ich nicht glauben konnte. Aber am Ende ist's doch wahr! Ihr versprecht mir, liebste Frau Kaiserin, daß Ihr Eure heitre Miene bewahren wollt, selbst wenn der Fürst eine Person hier einführt, welche man aus Wien verbannt hat —“

„Du meinst doch nicht, Franz, daß er die Gabrieli —“

Die Kaiserin verstummte, denn die Thüren drüben flogen eben weit auf, und herein schwebte am Arm des Fürsten Kaunitz die Signora Katharina Gabrieli.

Ihre Erscheinung war feenhaft; das Kleid von Silberbrokat, mit Plumenguirlanden aufgenommen, mit Perlen und Spitzen geziert, war fast so schön, wie das der Kaiserin. Brillanten schmückten den weiten Ausschnitt der Taille, funkelten in dem schwarzen, ganz ungeduldeten, hochgestrichelten Haar und blitzten um ihren weißen Hals! Schöner aber noch, als all' diese Brillanten, funkelten und flammten die schwarzen, großen Augen der Signora, die fest und unverwandt auf die Kaiserin gerichtet waren.

Maria Theresia lächelte; nicht Ein Zug ihres schönen Angesichts veränderte sich, und selbst das Feuer ihrer Augen blitzte nicht höher auf bei der Annäherung der Sängerin.

Tief bis zur Erde neigte sich die Signora vor der Kaiserin, zu welcher sie an der Hand des Fürsten herantrat. Maria Theresia nickte ihr nur ganz leise zu, aber das Lächeln schwand nicht von ihren schönen Lippen.

Nun neigte sich die Signora ein wenig minder tief vor dem Kaiser und den Erzherzoginnen und dann, die anderen Damen nicht der Beachtung werth haltend, trat sie auf die kleine, mit perlschnur Teppichen belegte Tribüne empor, welche man in die Mitte des Saales geschoben.

Der Fürst selber reichte der Signora das Notenblatt dar und blieb auch hinter ihr stehen, als die Musik begann.

Nun mit der ganzen Macht und Erhabenheit ihrer gluckenhellen Stimme begann die Signora aus dem neuesten Werke des Meisters Gluck die große Arie: O crudele, non posso vivere, tu lo sai, senza di te!

Und wie die Musik, war der Gesang der Sängerin vollendet, begeistert ihr Vortrag, begeistert auch der Anblick ihres strahlenden, durchleuchteten Angesichts.

Aber die Kaiserin Maria Theresia theilte das allgemeine Entzücken nicht; sie hatte es wohl über sich vermocht, das Lächeln auf ihren Lippen fest zu halten und es Niemand ahnen zu lassen, was sie empfand, aber innerlich in ihrem stolzen Herzen tobte doch der Zorn und die Empörung.

Der Kaiser allein sah wohl an dem Bogen ihrer Brust, wie tief sich seine Gemahlin verlegt fühlte.

„Ich bitt' Euch, Frau Kaiserin,“ flüsterte er ganz leise, während die Signora weiter sang, „ich bitt' Euch, faßt Euch zusammen in Eurem großen Sinn und gönnt der Signora nicht den Triumph, zu sehen, daß Ihr zürnt!“

Die Kaiserin nickte. „Habt Recht, Herr Kaiser! Sie soll's nicht sehen! Aber ein Glück ist es für sie, daß sie mit zurückkommt nach Wien!“

„Und daß wir hier die Gäste des Fürsten Kaunitz sind!“ betonte der Kaiser lächelnd, „aber das muß man sagen, Thereserl, sie singt vortrefflich!“

„Ja, und just darum ärgert es mich doppelt!“ murmelte die Kaiserin. „Er läßt sie singen, um mir zu beweisen, ich hätt' eine Bevue gemacht, daß ich sie vorgestern nicht singen ließ! Gleichviel, er soll's doch mit sehen, daß ich mich ärgere!“

Und wirklich, Niemand sah es der Kaiserin an, so strahlend war ihr Angesicht, so hold ihr Lächeln!

Jetzt war der Gesang beendet, und Fürst Kaunitz, ganz entzückt und hingerissen, neigte sich und küßte die Hand der Signora; dann ganz laut und mächtig schlug er applaudirend beide Hände ineinander. Aber Niemand wagte es, ihm nachzueifern, und Kaunitz schaute nun verwundert rings in dem Saale sich um.

Die Kaiserin war zwar lächelnd und freundlich geblieben, aber sie hatte ihre schönen Hände nicht gerührt, deshalb hatte auch der Kaiser nicht applaudirt, und dem zu Folge hatte Niemand von den Gästen gewagt, dem Zeichen des Fürsten zu folgen.

Seine Stirn verfinsterte sich ein wenig, und ein Glück war's, daß die Locken der künstlich gezackten Perrücke fast bis auf seine Augenbrauen niederfielen, und Niemand die Wolke gewahrte, die sich auf der Stirne des Oberhofkanzlers zusammenzog.

„Man wagt es, das Zeichen nicht zu beachten, welches ich als der Wirth des Hauses gab! Man applaudirt nicht, wenn Kaunitz applaudirt!“

Nein, man applaudirt nicht! Die Kaiserin bleibt selbst Kaiserin, wenn sie im Schlosse des Fürsten als Gast erscheint!

Jetzt nahm der Fürst die Hand der Sängerin, welche leicht

wie eine Schilpe von dem Empor herniederstieg. Bis dicht heran zu den Majestäten führte Kaunitz die in Jugend, Stolz und Schönheit leuchtende Signora.

Die Kaiserin lächelte noch immer, schlug dann halb den Fächer wie ein goldfunkelndes Pfauenrad auf und lächelte damit ruhig und gleichmäßig ihr schönes Gesicht.

„Majestät,“ sagte Kaunitz mit lauter Stimme, „ich hoffe, daß ich dem hochmusikalischen Sinne der Majestäten ein Fest bereitet und daß ich mein Wort gelöst habe! Ich verspreche, ich würde Sie die herrlichste Musik und die köstlichste Stimme, welche wir jezo in Europa haben, hören lassen, und ich habe mein Versprechen erfüllt!“

„Es ist wahr, Fürst!“ sagte die Kaiserin laut, „diese neue Musik des Meisters Gluck ist unübertrefflich, und er ist der größte Componist in Europa!“

„Und,“ fügte der Kaiser lächelnd hinzu, „Niemand versteht vielleicht diese Musik so herrlich vorzutragen, als die Signora Gabrieli, die Kammerfräulein der Kaiserin Katharina von Rußland! Denn nicht wahr, Signora, Ihr geht jetzt nach Rußland und seid gewissermaßen schon die Unterthanin der Czarin von Rußland?“

Signora Gabrieli verneigte sich tief.

„Zu Befehl, kaiserliche Majestät! Seit gestern Morgen, wo ich Wien verließ, bin ich gewissermaßen die Unterthanin der Czarin und nur als Gast noch anwesend im Schlosse Sr. Durchlaucht des Fürsten Kaunitz!“

„Und als mein Gast,“ sagte Kaunitz sich leicht verneigend, „als mein Gast hat Signora meinem Wunsche nachgegeben, vor Euren Majestäten zu singen!“

„Ich danke Ihr,“ sagte die Kaiserin mit einem unmerklichen Nicken ihres schönen Hauptes, „Sie hat uns in der That die herrlichste Musik hören lassen! Denn ich wiederhol's, es gibt keinen größeren Musiker und es wird keinen größeren geben, als es der Meister Gluck ist!“

„Und keiner wird die Musik herrlicher vortragen, als es die Signora Gabrieli thut!“ sagte Fürst Kaunitz laut genug, um von Allen verstanden zu werden. „Erlauben nun die Majestäten, daß die Signora noch eine andere Arie singt, eine Arie aus der Oper Euridice des großen Porpora, eine Arie, welche der Maestro eigens für die Signora componirt hat?“

Die Kaiserin nickte. „Führt Er sein Programm aus, Herr Fürst, wie Er's arrangirt hat! Wir hören zu!“

Kaunitz geleitete die Signora wieder zu der Tribüne hin, und laut und mächtig und jubelnd wie Lerchengesang und Nachtigallenschlag ertönte ihre Stimme in der Bravour-Arie der Oper ihres Lehrers Porpora. So herrlich erklang diese Musik, so glänzend waren die Triller, die Läufer und Fiorituren, daß selbst die Kaiserin in echt künstlerischem Sinne dem Eindrucke sich nicht entziehen konnte, und als die Signora den Gesang beendet hatte, ein wenig die Hände ineinander schlug.

Der Kaiser, ihrem Beispiel folgend, ließ eine laute Aclamation ertönen, und nun, dem Zeichen folgend, rauschte der Beifall durch den Saal.

Zum zweiten Mal führte Kaunitz die Sängerin zu der Kaiserin. Und diesmal mit einem holden Lächeln und einem gnädigen Wort dankte die Kaiserin der Signora für den seltenen Kunstgenuß.

Die Gabrieli indessen schien die Worte der Kaiserin gar nicht gehört zu haben, neigte nur ein wenig ihr Haupt und heftete dann die großen Augen mit einem fragenden, kalten Ausdruck auf das Gesicht der Kaiserin, welche fast verlegen von dem ungewohnten, dreisten Anstarren den Fächer emporhob und sich Kühlung zuwehete.

„Wir danken Euch noch einmal, Signora.“ Und wie sie's sagte und leise lächelte, sprang von einem ihrer Perlenarmbänder das Schloß auf, und das kostbare Juwel fiel zur Erde, gerade zu den Füßen der Sängerin nieder.

Sie sah es wohl, aber sie neigte sich nicht nieder und hob das Armband nicht auf. Fürst Kaunitz aber, der das Fallen des Armbandes auch gesehen, beugte jetzt seinen stolzen Rücken und hob es empor.

„Wem, befehlen Eure Majestät, darf ich es reichen?“ fragte er.

Die Kaiserin erblaßte so tief, daß man es unter ihrer Schminke bemerken konnte, aber sie hielt doch das Lächeln auf ihren Lippen fest.

„Er weiß wohl, Kaunitz,“ sagte sie, „es ist der Brauch an unserm Hofe, daß, was die Kaiserin verloren, dem Finder überlassen bleibt. So ist das Armband denn Seins, Er mag es geben, wem Er will! Der Signora Gabrieli zum Beispiel, die uns heut' die köstliche Musik des Meisters Gluck vernehmen ließ.“

Kaunitz neigte sich lächelnd ein wenig und wandte sich dann der Sängerin zu.

„Signora Gabrieli, die Kaiserin beauftragt mich, Euch dies Armband als Anerkennung Eurer Kunst zu übergeben.“

Die Sängerin indeß blieb ruhig und kalt, nahm das funkelnde Juwel nicht an, sondern schaute nur unverwandt mit ihren großen Augen die Kaiserin an.

„Signora,“ sagte Kaunitz ein wenig dringend, „Ihr habt doch verstanden? Die Kaiserin beauftragt mich, Euch dies Juwel zu übergeben.“

„Nein, Herr Fürst,“ erwiderte die Gabrieli laut, „ich habe nur verstanden, daß Ihre Majestät Euch als dem Finder dieses kostbaren Juwels schenken, und daß Ihr es mir nun anbietet! Ihr wißt aber, daß für mich Brillanten und Juwelen nicht großen Werth haben, weil ich deren genug besitze! Doch unermeßlichen Werth würde dieses Kleinod für mich gewinnen, wenn die Frau Kaiserin es in der That für mich bestimmten und wenn sie die Gnade hätten, mir dies zu sagen!“

„Es ist für Sie bestimmt!“ rief die Kaiserin ein wenig heftiger, als es ihr eigener Wille war, „seid zufrieden und nehmt das Armband zum Andenken an die Kaiserin Maria Theresia, die Ihr vermuthlich nicht mehr sehen werdet, da Ihr aus meinen Staaten nach Rußland abreiset.“ Und die Kaiserin erhob sich und gab damit das Zeichen, daß das Concert beendet sei. Der Kaiser bot ihr den Arm und führte sie durch den Saal nach ihren eignen Gemächern. Er fühlte, wie die Hand der Kaiserin auf seinem Arm zitterte, er hörte ihren leuchtenden Athem und ging rasch vorwärts, damit Niemand die Erregung der Kaiserin sehen sollte.

Als sie nun in das Gemach der Kaiserin eingetreten waren, und die Thüren sich hinter dem kaiserlichen Ehepaar geschlossen hatten, blieb Maria Theresia stehen, und ein Ausruf des Zornes tönte von ihren Lippen, und sie warf den goldenen mit Perlen besetzten Fächer zur Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Caroline Mathilde, Königin von Dänemark.

Von F. von Hohenhausen.

Am 22. Juli 1751 wurde Caroline Mathilde geboren. Ihr erlauchter Vater, der Prinz von Wales, war kurz vorher gestorben. Ihre Mutter, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Coburg, die Erste dieses Namens, die in die später so glücklich sich erneuernde Verwandtschaft mit dem englischen Königshause trat, liebte dies nachgeborene Kind ganz besonders und wendete die größte Sorgfalt auf die Erziehung desselben. Die junge Prinzessin ward ein Musterbild von Schönheit und weiblicher Vollkommenheit, der Liebling des Hofes und des Volkes. Aber diese königliche Blume von England sollte nicht lange im Glücke blühen; ein furchtbarer Schicksalssturm entblätterte sie schon in zarter Jugend.

Kaum fünfzehn Jahr alt, wurde die reizende Caroline Mathilde Königin. Christian der Siebente von Dänemark vermählte sich mit ihr; er war selbst noch nicht ganz achtzehnjährig.

Das kindliche Ehepaar gefiel sich beiderseitig so sehr, daß sie beim ersten Anblick ganz gegen das Hofceremoniel verstießen, indem sie sich öffentlich umarmten und küßten. Beide waren von der Natur reich ausgestattet mit körperlichen Vorzügen. Die Schönheit der jungen Königin wird folgendermaßen von Augenzeugen geschildert:

„Sie hatte trotz ihrer zarten Jugend eine wahrhaft majestätische Haltung und eine hohe, volle, aber zierliche Gestalt; ihr Gesicht war vollkommen regelmäßig, ihr Teint von zartestem Weiß und Rosenroth. Ihr reiches Haar war ganz hellblond wie gesponnener Flach; die Augen hatten dunkle Wimpern und eine leuchtende hellblaue Farbe, strahlend und sprechend. Die Lippen, besonders die Unterlippe, waren ein wenig aufgeworfen, aber bezaubernd lieblich beim Lächeln. Die Zähne blendend weiß und ebenmäßig. Sanft und freundlich von Gemüth, war sie von höchst sittsamem Benehmen, zurückhaltend gegen Vornehme, aber von gewinnender Freundlichkeit gegen Geringere.“ (Wir bitten die Leser um Entschuldigung für diese Beschreibung im altmodischen Chronikensstil des vorigen Jahrhunderts.)

Der König war ebenfalls hübsch zu nennen; er hatte feine, regelmäßige Züge, hellblondes Haar, schöne blaue Augen und eine gute Figur, obwohl nur mittelgroß. Das Paar hatte unverkennbar einige Aehnlichkeit miteinander, was sehr natürlich zuzuging, denn sie waren Geschwisterkinder. Die Mutter Christians und der Vater Caroline Mathildens waren Kinder von Georg II. von England. Man wird sich erinnern, daß die Mutter dieses Königs jene unglückliche verstoßene Kurprinzessin von Hannover war, die eine ähnliche Schicksalstragödie erlebte, wie später ihre Urenkelin Caroline Mathilde, und als Herzogin von Ahlden zweiunddreißig Jahre in Gefangenschaft zubrachte.

Der junge König war zwar sehr gutmüthig, aber ausgelassen munter und muthwillig; er lachte gern und machte scharfe Bemerkungen über die Schwächen Anderer, jedoch verletzte er niemals mit Absicht. Er strebte sehr nach Vergnügen, und seine Vermählung mit der schönen englischen Königstochter war ihm eine willkommene Gelegenheit zu allerlei Festen. Es wurden Maskenbälle gegeben, welche früher für anstößig gegolten hatten, und Nichts soll bewundernswerther gewesen sein, als das junge Königspaar im Menuet zu sehen; Beide verstanden die Kunst des Tanzes meisterhaft. Auch Komödie spielte der König sehr gern. Voltaire's Parde ist mehrmals aufgeführt worden und zwar beinahe öffentlich, da das Publikum sich drängte, die Vorstellungen mit anzusehen und das Talent des Königs zu bewundern.

Die ersten Jahre der Ehe waren für Caroline Mathilde eine Reihe jugendfroher Tage; die Geburt eines Kronprinzen vollendete das Glück des jungen Paares. Das Volk jubelte und hoffte, daß dies Ereigniß auch auf den Charakter des Königs wohlthätig wirken würde.

Es zeigte sich nämlich bei ihm ein Hang zu wilden Lustbarkeiten, der um so bedenklicher war, als einzelne Höflinge denselben benutzten, um den König in ihre Gewalt zu bekommen.

Der jungen Königin wurden die nächtlichen Gelage durchaus nicht immer verheimlicht, und sie warf einen heftigen Haß auf einen Grafen Holt, den sie für den Hauptanstifter dieser wilden Vergnügungen ansah. Sogar im Staatsrath kamen dieselben zur Sprache, und man beschloß, den König durch eine Bildungsreise, die auch seinen jungen Jahren angemessen war, auf seine Ge-

danke zu bringen. Caroline Mathilde wollte gern ihren Gemahl begleiten, aber es gelang ihr nicht; der Staatsrath scheute die Kosten, und die verwitwete Königin Juliane Marie, die Stiefmutter des regierenden Königs, verhinderte die Mitreise, weil sie schon längst im Stillen danach trachtete, das gute Verhältniß des jungen Paares zu trüben, um selbst mehr Einfluß zu gewinnen. Es wurde denn beschlossen, daß die siebzehnjährige Mutter sich mit der Gesellschaft ihres kleinen Kronprinzen begnügen, und ihr Gemahl die gefährliche Fahrt nach Paris und London ohne ihre wohlthätige Begleitung unternehmen solle. Der von ihr gehetzte Graf Holt wurde noch obenein Reisebegleiter des Königs; es ist unzweifelhaft, daß diese Reise die Liebe der beiden Gatten mächtig erschütterte.

In Paris wurde Christian der Siebente am Hofe des fünfzehnten Ludwig mit Schmeicheleien überhäuft; die koketten Damen drängten sich um den jungen schönen König, die Dichter besangen ihn, und die Gelehrten hielten ihm lateinische Lobreden.

In den Memoiren jener Zeit erzählt man mit Vorliebe jeden kleinen Charakterzug von ihm; so hatte ihm besonders eine Frau von Flavencourt gefallen, die schon nahe an fünfzig Jahr alt war, aber noch so gut aussah, daß er sie für kaum dreißig hielt. Er schenkte ihr beim Abschiede einen Perlenohrgehänge, der Immortellen nachahmte, um auf ihre unverwelkliche Schönheit anzuspielen. Noch mehr Aufhebens wurde von einem Mittagessen



Caroline Mathilde, Königin von Dänemark.
Das Original ist im Besitze S. R. Hoheit des Prinzen Georg von Preußen.

gemacht, zu dem er alle berühmten Gelehrten und Schriftsteller einladen ließ. Er saß zwischen Diderot und Helvetius, Jedem etwas Angenehmes über seine Werke sagend. Voltaire hatte schon früher ein ansehnliches Geldgeschenk von ihm erhalten und dafür den König besungen in einem Lobgedicht seiner Wohlthätigkeit, das überall abgedruckt ward. Es wurden über die Festlichkeiten, welche zur Feier der Anwesenheit des Königs von Dänemark in Paris stattfanden, förmliche Berichte an alle Höfe erstattet.

In London war der Empfang nicht minder großartig; der dänische König erhielt sogar das Ehrenbürgerrecht der Stadt, und die Bälle und Feste waren von kolossaler Pracht. Der König hinterließ auch eine Menge Ehrengeschenke an englischen Hofe, aber er zeichnete sich noch besonders durch Wohlthätigkeitsgaben aus, er warf Goldmünzen unter das Volk und ließ mehrere Familienväter aus der Schuldhast befreien. Mit den englischen Gelehrten befreundete er sich jedoch nicht in gleichem Maße wie mit den französischen, doch besuchte er den berühmten Schauspieler Garrick und schenkte ihm eine goldene Dose.

Am 14. Januar 1769 hielt Christian der Siebente seinen feierlichen Einzug in Kopenhagen. Seine Gemahlin war ihm eine Tagereise entgegen gekommen. Diese Reise war von ungeheurer Bedeutung für Dänemark, denn durch dieselbe kam Struensee ins Land! Als Reisearzt angestellt, hatte er den König von Al-

tona an begleitet, wo er durch den Freiherrn von Schimmelmann dringend empfohlen war. Er hatte einen merkbar wohlthätigen Einfluß auf den jungen Monarchen gewonnen während der Reise; er verstand es, den Geist desselben auf ernstere Dinge zu richten und die Ausschweifungen zu verhindern, zu denen andere Leute nur zu oft den König verleiteten. Nach der Rückkehr in Kopenhagen erhielt Struensee auch die ärztliche Aufsicht über die Königin und den Kronprinzen. Er machte bei letzterem eine Abhärtungstheorie geltend, ließ das zarte Kind im kalten Wasser baden, mit Wasser begießen, in bloßen Füßen gehen und gestattete ihm nur dünne seidene Bekleidung. Dazu ordnete er eine sparsame, dürftige Ernährung an, Reis ohne Fleischbrühe und etwas Pfeffer. Man hat später auf dies Verfahren die Anklage gebaut, daß Struensee die verbrecherische Absicht gehabt habe, den Kronprinzen ums Leben zu bringen. Er hatte aber sicherlich nur im Interesse derer Ideen gehandelt und das Beste des Prinzen beabsichtigt. Derselbe wurde auch wirklich viel kräftiger nach seiner Behandlung und hat bis in sein Alter die Abhärtungen fortgesetzt, die Struensee ihm in der Kindheit auferlegte.

Die Erkaltung des königlichen Ehepaares trat nach der Reise noch deutlicher hervor, und Struensee bemühte sich eifrig, ein besseres Verhältniß zwischen demselben herzustellen. Es gelang ihm Anfangs auch, und um es noch mehr zu befestigen, veranstaltete er eine gemeinschaftliche Reise, die sich die Königin so sehr gewünscht hatte. Das Paar

gewünscht hatte. Das Paar selbst waren die Herzhümer, in denen das junge Königspaar von seinen deutschen Unterthanen mit Enthusiasmus empfangen wurde. Struensee's Einfluß auf die Staatsgeschäfte trat schon sichtlich hervor; er durfte es sogar wagen, die langjährigen Günstlinge des Königs, den Grafen Brand vom Hofe zu entfernen und statt seiner Ewald Brand zurück zu berufen, der in der her durch Holt verdrängt worden war. Bei der Königin gewann Struensee durch diese Handlung ungemein, denn sie hatte stets in dem Grafen Holt den Verderber und Verführer ihres Gemahls gehat.

Die beiden Fremden Struensee und Brand stiegen nach der Rückkehr aus den Herzogthümern zu immer höhern Ehren empor; namentlich ward ersterer Minister und eigentlich regierender Herr des dänischen Landes. Brand bekam Person des Königs ganz seine Gewalt; es war demselben eine große Abneigung nach der Pariser eingetreten, und seine ohnehin große Abneigung, Dänemark mit ernstlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, wurde von den Ministern, welche am Staatsrathe saßen, dazu benutzt, um ihn ganz zur Null zu machen.

Durch die Einwirkung des Struensee's, der als Arzt erhielt Brand die Stelle des Kammerherrn des Königs; er mußte für dessen Leiblichkeit und geistiges Wohl sorgen. Unter den Zerstreutungen die Brand dem Könige verschlug, standen körperliche Uebungen obenan; es wurde eine Art Zimmergymnastik eingeführt, wobei der König es liebte, sich mit seinem Günstling zu messen, und nicht selten Ringkämpfe stellte, die meistens in förmliche Prügelei ausarteten. Diese Späße derber und kalte Waschungen theilte dem König sehr wohl mit; er erheiterte ihn sich. Brand aber wurde von seiner Dreistigkeit bei dem des Königs vergriffen zu haben, und mußte für den bespotteten Scherz auf dem Schaffot büßen. Es ist dies um so tragischer, er sich nur ungern in seine Rolle fügte, welche zwischen ihm und Hofnarren schwankte. Er hatte seinen Freund Struensee flehentlich gebeten, ihn derselben zu entheben. Er liebte die Gräfin von Holstein, Wittve eines Oberpräsidenten, die einen theiligen Einfluß auf ihn übte, namentlich ihn dazu veranlaßte, mehr Glanz und Luxus bei Hofe einzuführen, als die Finanzverwaltung des Landes erlaubten; sie wünschte auch, daß Brand seine schlafreiche Stelle behielt, nicht ahnend, wie sie ihn dadurch Gefahr brachte.

Struensee hatte wirklich die gute Absicht, dem Könige eine mehr Theilnahme an den Regierungsgeschäften zu verschaffen, entfernte deshalb fast alle höhern Beamten aus ihrer Stelle, weil sie diesen Zweck vereiteln wollten. Er verbündete sich dem Grafen Rantzau-Nischberg, einem der angesehensten Aristokraten, um in ihm ein Gegengewicht zu erlangen gegen die zufriedener der Entlassenen. Unter letzteren waren auch einige verdienstvolle Männer, die nur Gegner von Struensee's oft als kühnen Reformplänen waren, namentlich der Graf Bernstorff, dessen Hause der berühmte Barde Klopstock lebte; er ging seiner Entlassung mit demselben nach Hamburg, wo Klopstock

ein Reichthum geherbte worden. Er hatte einen merkbar wohlthätigen Einfluß auf den jungen Monarchen gewonnen während der Reise; er verstand es, den Geist desselben auf ernstere Dinge zu richten und die Ausschweifungen zu verhindern, zu denen andere Leute nur zu oft den König verleiteten. Nach der Rückkehr in Kopenhagen erhielt Struensee auch die ärztliche Aufsicht über die Königin und den Kronprinzen. Er machte bei letzterem eine Abhärtungstheorie geltend, ließ das zarte Kind im kalten Wasser baden, mit Wasser begießen, in bloßen Füßen gehen und gestattete ihm nur dünne seidene Bekleidung. Dazu ordnete er eine sparsame, dürftige Ernährung an, Reis ohne Fleischbrühe und etwas Pfeffer. Man hat später auf dies Verfahren die Anklage gebaut, daß Struensee die verbrecherische Absicht gehabt habe, den Kronprinzen ums Leben zu bringen. Er hatte aber sicherlich nur im Interesse derer Ideen gehandelt und das Beste des Prinzen beabsichtigt. Derselbe wurde auch wirklich viel kräftiger nach seiner Behandlung und hat bis in sein Alter die Abhärtungen fortgesetzt, die Struensee ihm in der Kindheit auferlegte.

ein deutscher Dichter wurde. Der edle Bernstorff schied mit einem Segenswunsch für den König auf den Lippen, der ihn in krän- tender Weise entlassen hatte.

Es war natürlich, daß der Emporkömmling Struensee den bittersten Haß der gestürzten Beamten erregte, aber auch bei Hofe bildete sich eine mächtige Gegenpartei, an deren Spitze die Stiefmutter des Königs, Juliane Marie, und ihr eigner Sohn, Prinz Friedrich, standen. Einstweilen blieben die Rachegeanken aber nur noch Pläne, und Struensee konnte sich eine kurze Zeit auf der Höhe des Glücks zwanglos und arglos bewegen. Er wurde nebst dem Kammerherrn Brand in den Grafenstand erhoben und erhielt große Summen Geldes zu Verfügung, um den dazu gehörigen Aufwand machen zu können. Kunst, Theater und Gesellschaft standen sich gut dabei. Alle Gebildeten priesen ihn dafür hoch; das Volk jubelte ihm zu, weil er die Salzsteuer abschaffte und dagegen eine Lugssteuer einführte, die Hörigkeit der Bauern erleichterte, allen Religionszwang aufhob, Krankenhäuser stiftete und bei jeder Gelegenheit das Volkswohl beförderte.

Die junge Königin zollte ihm reichen Beifall für alle seine Einrichtungen; sie fühlte sich wieder sehr glücklich an der Seite ihres Gemahls, seit der böse Volk beseitigt war, und der König lebhaftere Theilnahme für die Verbesserung der Landesregierung empfand. Alle Neuerungen, die Struensee einführte, schienen der Königin vorthellhaft für diesen Zweck, sie bedachte nicht, daß nicht alles Althergebrachte unbrauchbar zu nennen war, und daß man mit der besten Absicht Schaden anrichten kann durch ungeprüfte Neuerungen. In dem Drange ihres schönen Herzens, alle Verdienste zu belohnen, stiftete die Königin auch einen Orden, den Mathildenorden, eine Krone von Lorbeerzweigen, umgeben mit ihrem Namenszuge in Brillanten; sie wollte, daß auch Frauen diesen Orden tragen sollten, die sich irgend ein Verdienst erworben oder durch Talente ausgezeichnet hatten. Die Geburtstage des Königs machte sie mit besonderer Vorliebe zu wahren Festtagen des Volkes; es wurden Brunnen auf dem Schloßhofe errichtet, die Wein sprudelten, öffentliche Bälle und Feuerwerke veranstaltet, und Geld unter die Armen vertheilt. Struensee drang ernstlich auf Spar- samkeit bei Hofe und in der Verwaltung des Landes; dies war der einzige Punkt, wo er auf Widerstand von Seiten der freigebigen Königin stieß. Dagegen ließ sie sich geduldig Einschränkungen in ihren Ausgaben für die Toilette vorschreiben.

Ungefähr zwei Jahr hatte Graf Struensee das Staatsruder von Dänemark geführt und immer fühner seine Re- formen ausgeübt; es gab bereits Anzeichen eines nahenden Sturms, aber er achtete sie nicht, geblendet durch die Sonne des Glücks, die ihm so lange gelächelt hatte. Auch das Volk begann gegen ihn zu murren, das ihn eben noch ver- götterte hatte. Es wurden Schmähschriften gegen ihn gedruckt — er selbst hatte erst die Pres- serei gegeben — und unter alle Volksklassen vertheilt, ja sogar in den Wagen des Königs geworfen. Der Graf Rangau-Mschberg, den Struensee erst in seine hohe Stellung emporgehoben hatte, brach mit ihm und gesellte sich zu der Partei der Königin- Wittve Juliane Marie. Das Militär war erbittert gegen Struensee, weil er Reductionen vorgenommen hatte. Am meisten schädete ihm aber eine Verleumdung gegen seine Mora- lität, auch behauptete man, die Anfälle von Tobsucht, welche zu- weilen bei dem Könige um diese Zeit sich einstellten, seien nur die Folge der grausamen Behandlung von Seiten Struensee's und Brands.

Es organisierte sich eine förmliche Verschwörung, um Struen- see zu stürzen und die junge Königin vom Throne zu stoßen. Ein Emporkömmling Namens Guldberg war der Hauptanführer der- selben. Nach einem glänzenden Hofballe, bei dem sich die meisten Anwesenden noch, ahnungslos über das bevorstehende Ereigniß, vor dem allmächtigen Minister tief gebeugt hatten, wurde er in seiner Wohnung verhaftet, ebenso sein Freund Brand. Ihr trauriges Schicksal ist bekannt.

Am 28. April 1772 wurden sie zum Richtplatz gefahren, wie zu einem Schauspiel, in großen Glaskutschen und in glänzender Hoftracht, wie sie zur Zeit ihres Glückes sie getragen hatten. Graf Struensee, ein schöner großer Mann mit stolzer Haltung, hatte ein Costüm von himmelblauem Sammet, mit weißem Atlas ge- schickt, und einen Federhut. Graf Brand trug ein grünes Costüm, reich mit Gold gestickt. Beiden wurde zuerst die rechte Hand ab- gehauen, dann der Kopf, und dann wurden sie noch gebiertheit und auf dem Rabenstein zur Schau ausgestellt, wo noch nach vier Jahren von Reisenden die verdorrten Gliedmaßen gesehen worden sind.

Caroline Mathilde hatte auf jenem Hofball noch arglos im Schmucke ihrer kaum zwanzigjährigen Jugend und Schönheit getanzt und soll ganz besonders heiter gewesen sein. In der Nacht wird sie geweckt von Lärm und Männerritten; Graf Rangau

und drei Officiere wollen in ihr Schlafgemach dringen, um sie zu verhaften im Namen des Königs!

Man ließ ihr kaum Zeit, sich anzukleiden, und brachte sie nur mit Gewalt, nach Ueberwältigung ihres Widerstandes, in den Wa- gen. Sie zerfloß in Thränen und verlangte laut, man möchte ihr wenigstens ihre Kinder mitgeben; die jüngste Prinzessin wurde ihr endlich gebracht. Auf der sechsständigen Fahrt schien sich die Königin wieder etwas zu beruhigen; als aber der Wagen in das dunkle Thor der Festung Kronborg rollte, jammerte sie laut: „Ich bin verloren, der König hat mich verlassen, aber ich habe Nichts verbrochen.“

Unterdessen feierte die siegreiche Partei in Kopenhagen Freudenfeste über den gelungenen Sturz der jungen Königin und ihrer Günstlinge. Man gab dem Böbel Struensee's Eigenthum zum Plündern und ließ sogar in den Kirchen die Verleumdungen wiederholen, die man gegen die Königin geschmiedet hatte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die erbitterte Gegnerin der unglück- lichen Caroline Mathilde, die Stiefmutter des Königs, gehofft hat, durch die gesteigerte Aufregung des Volkes zu veranlassen, daß die junge Königin geschieden, und ihre Kinder der Thronfolge verlustig erklärt würden, damit ihr Sohn, der Prinz Friedrich, zur Regierung gelange. Ja es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß Juliane Marie den Plan gefaßt hatte, die öffentliche Hin- richtung der jungen Königin zu betreiben.

Doch der Bruder derselben, König Georg der Dritte von England, erklärte peremptorisch, Kopenhagen bloßiren zu lassen, wenn Caroline Mathilde nicht in Freiheit gesetzt würde. Einer solchen Drohung gegenüber wurden alle Gewaltmaßregeln auf- gehoben, und die Königin von Dänemark begab sich unter dem Schutze englischer Kriegsschiffe nach Celle, wo ihr das Schloß zum Wohnort bestimmt war. Sie lebte dort mit ihrer Hofhaltung

sammelte Menge kannte keine Grenzen. Der berühmte Compo- nist selber, damals schon ein Mann von 67 Jahren, der liebens- würdige bescheidene Greis, wurde am Schluß des Concerts vor Liebe und Bewunderung erdrückt worden sein, wenn ihn seine Freunde nicht geschützt und in Sicherheit gebracht hätten. Durch einen Seitenausgang führte man ihn zu seinem Wagen. Aber auch vor diesem hatte sich eine dichte Menschengruppe gebildet, an der sich Joseph Haydn vorüberdrängen mußte. Nach dem ersten Schritt blieb er unwillkürlich stehen, denn ein heftiges Schluchzen, zugleich mit den Tönen einer scheltenden Frauen- stimme vermischt, schlug an sein Ohr. Beim Schein der Laterne sah er in ein fast noch kindliches Mädchen Gesicht, das aus dem Rahmen einer dunkeln Pelzkappe sich zu ihm hingewandt hatte. Die Wangen waren überströmt von Thränen, an den dunkeln Wimpern hingen schimmernde Tropfen, um die reizenden Lippen zuckte das Weinen, und die Brust hob sich in krampfhaftem Schluchzen.

„Was fehlt Dir, mein Kind?“ fragte Joseph Haydn mit seiner sanften Stimme.

„Ach, die Mutter sagt, ich würde nie so viel lernen, daß ich solche Musik singen könnte, und sie will mich lieber zu einem Tanzmeister, als zu einem Singmeister schicken! Und ich mag doch nicht tanzen! Singen lernen will ich, bis ich die Arien singen kann, die ich eben gehört.“

Diese Worte wurden in dem seltsamsten Durcheinander von Deutsch, Französisch und Italienisch hervorgestoßen.

„Hast Du denn eine Stimme?“ fragte der Componist der Schöpfung weiter.

„Ich glaube es!“

„Nun, so bitte Deine Mutter, daß sie Dich morgen Vor- mittag zu mir begleitet, damit ich Dich einmal prüfen kann.“

„Versteht Ihr denn Etwas von Musik?“ fragte jetzt die große Frau, mißtrauisch auf ihn herabsehend.

„Ich hoffe!“ ant- wortete er lächelnd. „Aber es ist ein weiter Weg bis in mein Gar- tenhaus in der Leopold- stadt — wenn Ihr etwa hier in der Nähe wohnen solltet —“

„Nach wem hätten wir denn zu fragen?“

„Nach dem Joseph Haydn!“

— Ein Schrei, und die Hand Haydn's wurde von zwei jungen Lippen mit der leidens- schaftlichsten Zuneigung geküßt.

„Dwisch' ein Glück!“ rief das Mädchen. „Ihr seid der Mann, der die schönste Musik gemacht hat, die ich je gehört! Nun wird Alles gut! Wir werden kommen, und wenn Ihr am Ende der Welt wohnt!“

Der Sonnenschein hellster Freude verklärte so plötzlich das junge Gesicht, wie einst der Pinsel Rubens' das weinende Kind mit einem Strich in ein lachendes verwandelte. — Es war wirklich eine ganz rei- zende Enthusiastin, die ihm da in den Weg ge- laufen, Haydn gestand sich das mit heiterem Behagen. Sie sah jetzt auch gar nicht mehr so kindlich aus, und er fühlte eine leise Unruhe bei der Erinnerung, sie

bei der Erinnerung, sie mit „Du“ angeredet zu haben . . . Wie war er nur dazu ge- kommen?

„Wie heißen Sie?“ fragte er nun.

„Anna Wilder.“

„Also auf Wiedersehn!“

Joseph Haydn verneigte sich vor den Frauen und ihren Be- gleitern und stieg in den Wagen.

Am nächsten Tage erschienen Mutter und Tochter wirklich in der Wohnung Haydn's, und sein Lieblingschüler, der junge Neukomm, saß am Clavier, und Anna Wilder stand neben ihm, um eine einfache Scala zu singen. In seinen Sessel zurückgelehnt, folgte Haydn mit gespannter Aufmerksamkeit diesen Tönen. Als sie schwiegen, stand er auf, legte mit einer gewissen Feierlichkeit seine Rechte auf die Schulter des jungen Mädchens und sagte: „Mein Kind, Sie haben eine Stimme wie ein Haus! Es würde eine Sünde sein wider den Geist der Kunst, wenn Ihre Eltern sich weigerten, Sie zur Sängerin ausbilden zu lassen. Ich denke, mein lieber junger Neukomm wird Sie gern als seine Schülerin annehmen, und Sie werden unter solcher Leitung gar bald jene Arien singen lernen, die Ihnen so viel Freude gemacht, und dann mein altes Herz entzücken. — Also muthig ans Werk!“

Anna Wilder wurde nun wirklich Neukomm's Schülerin. — Geboren und ausgewachsen in Konstantinopel als das Töchterchen eines Conditors, wurde ihr, nach der Ueberfiedelung ihrer Eltern nach Wien, das Studium der deutschen Sprache Anfangs unend- lich schwer; nur das glühende Verlangen, Sängerin zu werden, ließ sie die Dual des Lernens überwinden. Neukomm ermun- terte sie in jeder Weise, war der geduldigste und zugleich strengste



Nach dem ersten Debut.

mehrere Jahre und wurde von den Bewohnern der Stadt hoch verehrt wegen ihres leutseligen Wesens und ihrer Mildthätigkeit. Ihre frische Schönheit war durch den Kummer wohl beeinträchtigt, doch erschien sie noch immer in bezaubernder Holseligkeit, wenn auch die rothen Rosen ihrer Wangen in weiße verwandelt waren. Auch trug sie sich mit königlicher Pracht, meistens in purpur- rother Seide, und verlor nie die fürstliche Würde aus den Augen. Sie nahm zuweilen auch wieder an der Geselligkeit Theil, namentlich besuchte sie die Theatervorstellungen, die in vornehmen Familien ihr zu Ehren gegeben wurden, nur durften niemals Kinder darin vorkommen, sie weinte dann bitterlich, weil sie von den ibrigen getrennt war.

Der Pastor Lenzen, ihr Seelsorger, hat in einer Schrift ihre völlige Unschuld an den Tag gebracht und eidlich bekräftigt. Auch in Dänemark war man mehr und mehr davon überzeugt, und es bildete sich eine Partei, die der unglücklichen jungen Königin eine Ehrenrettung zubachte, man wollte sie sogar wieder auf den Thron heben und ihr die Regentschaft übertragen. In England fand dieser Plan viel Anklang und Beihilfe, aber der Tod vereitelte ihn; Caroline Mathilde starb ganz plötzlich an einem bössartigen Scharlachfieber im jugendlichen Alter von kaum sechsundzwanzig Jahren. Ein Denkmal im Schloßgarten von Celle erzählt noch von ihrem Etil und zeigt ihren schönen Kopf in der Märtyrer- krone unverschuldeten Unglücks.

Nach dem ersten Debut.

Von Elise Polka.

Am 19. März 1799 wurde in Wien zum ersten Mal Haydn's Schöpfung aufgeführt. Die Erregung und der Jubel der ver-

Lehrer, unterstützte sie auch in ihren Sprachstudien und hob dabei allmählig mit sicherer Hand den goldenen Schatz einer Stimme, wie sie die Welt selten gehört. Drei Jahre währte dieser Unterricht, und während dieser Zeit hütete der treue Lehrmeister seine junge Schülerin wie sein bestes Kleinod; Niemand durfte sie eher hören, als bis er eines Tages zu ihr sagte: „Wir wollen zu Joseph Haydn gehn und ihm und seinen Freunden Probe ablegen, was wir gelehrt und gelernt. Sie werden muthig sein, liebe Anna, denn von diesem Examen hängt viel ab! Ich denke, der Theaterdirector Schikaneder wird unter den Zuhörern sein: er hält Ihre nächste Zukunft in den Händen. . . Wenn Sie singen, wie Sie bei mir jetzt gesungen, so werden Sie ihn gewinnen; also ruhig und tapfer!“

Sie zitterte dennoch, die junge Sängerin, als sie am Abend dieses Tages in Begleitung ihres Lehrers und ihrer Mutter in das Musikzimmer ihres berühmten Schülers trat. Ein kleiner Kreis von Männern wartete auf sie, Freunde Haydns.

„Wo ist Schikaneder?“ fragte sie leise und angstvoll ihren Lehrer.

„Ich sehe ihn nicht!“

„Gott sei Dank!“ athmete Anna erleichtert auf.

Wie sie gewachsen war in diesen drei Jahren, die kleine Enthusiastin, wie prachtvoll die Gestalt erschien, wie edel und bedeutend der Kopf, wie reizend die Linien des Nackens und der Schultern! Joseph Haydn sah fast erstaunt zu ihr auf. Das einfache weiße Kleid floß zu den Füßen nieder, nach der Mode der damaligen Zeit den stolzen Hals und die wunderschönen Schultern und Arme frei lassend. Um das griechisch aufgewundene reiche dunkle Haar schlang sich ein blaues Band, alle Bewegungen waren voll stolzer Grazie: der Componist der Schöpfung hätte seinen Schützling fast nicht wieder erkannt. Die Mutter, in etwas auffallendem Putz, gerieth sofort in die übelste Laune, als man ihr auf ihre wiederholten, ungeduldrigen Fragen immer und immer wieder die Antwort gab, daß der mächtige Beherrscher des Theaters an der Wien nicht anwesend sei.

Man nahm endlich Platz. Mit Spannung richteten sich die Blicke Aller auf die junge Sängerin, die jetzt ihrem Lehrmeister an das Clavier folgte. Niemand bemerkte daher den Eintritt eines sehr nachlässig gekleideten Mannes, mit hohem Toupet und zerknittertem Wuschel, der sich sehr zwanglos eben neben den Sessel der Frau Milder aufplante. Anna verneigte sich etwas besangen und wendete sich dann tiefathmend, um Zingarelli's berühmte Arie: „ombra adorata aspetta“ aus Romeo und Julia zu singen. — Während des Ritornells geschah es, daß ihre Mutter entrüstet zu jenem Manne mit dem gewaltigen Jabot sagte: „Mein Freund, geh' Er doch ins Nebenzimmer, Sein Herr wird nicht wünschen, daß Er den Gästen die Aussicht auf die Sängerin verdecke!“

„Nun, an ihrer Geschicklichkeit war bis jetzt noch nicht viel zu bewundern,“ lautete die Antwort, „wenn es mit der Stimme nicht besser ist, dann dürfte auch der Platz im Nebenzimmer der wünschenswerthe sein!“

Sprach's und verschwand hinter dem dunkeln Vorhang, der das Musikzimmer von dem Arbeitscabinet Haydns trennte.

„Welch ein unverschämter Bediente!“ wandte sich die Erzählerin an ihren Nachbar.

„Meinen Sie den Herrn, der so eben fortging, Madame?“

„Wen denn anders?“

„Das war der Theaterdirector Schikaneder.“

Es war gut, daß der Sessel eine Lehne hatte, sonst wäre Frau Milder ohne Zweifel rückwärts vom Stuhle gestürzt, ihr Kopf fiel schwer gegen die Lehne. Wie ein Donner Schlag tönte der gefährliche Name in ihr Ohr! Welch ein Mißgeschick! Alles war verloren, und wenn ihre Tochter wie ein Engel sang! Sie hätte sich in das Innere der Erde verbergen mögen! Ihr Herz schwoll vor Groll gegen sich selber, gegen Haydn, gegen ihre Nachbarn, gegen ihre Tochter und vor Allen gegen den Theaterdirector selbst. Warum sah er auch aus wie ein Theaterdiener und nicht wie ein Theaterkönig! Sie hörte nicht, wie ihre Tochter sang, wußte nicht, daß die prachtvolle Stimme wie ein breiter Goldstrom durch die Räume floß, sah nicht die staunenden und froh überraschten Gesichter und Haydns Lächeln; sie kam erst zur Besinnung, als all die Stimmen der Männer durcheinander schwirrten, als man ihre Tochter umringte, und sie erkannte, daß Anna ihren ersten Triumph gefeiert. Ah, der Freudenfisch dieser Entdeckung hatte einen Bodensatz von Bitterkeit. Was halfen sie ihr Alle, die da bei ihr standen und ihr schöne Worte sagten, ein einziges Nicken Schikaneders wog sie Alle auf! Mit einem Blicke des Entsetzens wagte sie es endlich, nach dem dunkeln Vorhang zu sehen: Ah, er bewegte sich nicht; der Theaterdirector hatte ihre Tochter nicht gehört, und sie selbst trug die Schuld daran!

„Wo ist Schikaneder?“ fragte Neukomm. „Er hat mir in die Hand versprochen zu kommen!“

Die großen strahlenden Mädchenaugen verdunkelten sich plötzlich und schienen sorgenvoll die Frage zu wiederholen.

„Er stand Anfangs dort an dem Vorhang,“ sagte jetzt Haydn, „er wird abgerufen worden sein oder er sitzt an meinem Arbeitstisch. Wir müssen nachsehen!“

Man trat in das Nebenzimmer, Anna blaß und zaghastig. Was bedeutete dies Verschwinden? Hatte sie ihm mißfallen? Niemand war zu sehen, aber auf dem Schreibtische Haydns lag ein Zettel, worauf mit Bleistift folgende Worte niedergeschrieben worden waren. Haydn las sie laut:

„Wir wollen es mit der Sängerin versuchen. Sie kann als Juno in Schmeiers 'Spiegel von Arabien' auftreten, in acht Tagen. Ihr Debut wird entscheiden. Ist für Iphigenia und ähnliche stolze Weiber zu verwenden, später. — Wird sich finden. — Ein ander Mal, mein lieber Freund Haydn, geben Sie aber doch ein wenig Acht, daß Ihre Gäste sich nicht gegenseitig zur Thür hinauswerfen.“ Schikaneder.

Anna warf einen Blick auf ihre Mutter und schrie auf. Frau Milder lehnte, einer Ohnmacht nahe vor Bohn und Beschämung, an der Wand. So kam denn die Lösung des Räthfels an den Tag.

Acht Tage später trat Anna Milder wirklich als Juno auf. Wie dies Debut ausgefallen, zeigt das reizende Bild.

Es ist am Vormittag nach der Aufführung. Die junge Sängerin ertheilt ihre erste Audienz, aber noch mit mädchenhafter Scheu, noch nicht in der Haltung einer Primadonna assoluta. In allem Reiz frischester Jugendblüthe tritt sie dem eben erschienenen Theaterdirector Schikaneder entgegen, der nicht mehr als Tyrann, sondern als Sklave erscheint. In der sorgfältigsten Toilette, mit tadellosem Jabot, bewunderungswürdigem Toupet

und hinreißenden Seitenlocken, den großen Blumenstrauß in der Hand, küßt er zierlich wie der eleganteste Cavalier die schönen Finger, die sich ihm überlassen. Daß er nicht nur einen Strauß, sondern auch — einen Contract bringt, um die junge, vom Publikum mit Enthusiasmus aufgenommene Sängerin sofort zu fesseln, durchzuckt mit beglückender Ahnung das Herz der Mutter, die im Begriff ist, ihren Groll und — ihre Priße zu vergessen. Die Hausknecht selbst scheint große Dinge zu ahnen, sie schleicht neugierig herbei. Von dem Entzücken des Publikums gibt die Erscheinung des ungeflügelten Götterboten in der Thür die deutlichste Kunde. Mit zierlichen Küstchen und Kästen voll reicher Blumenpenden und Verse auf Rosenpapier tritt er auf, aber nur das Auge der Mutter erpäßt ihn mit dem Ausdruck tief innerster Befriedigung.

O, solch erster Triumph, wie ist er so süß, wie kein anderer später. Wie sind wir voll Kinderfreude und voll Kindergläubens, wie liegt das Leben im Rosenschimmer ewigen Glückes vor uns! Wie ernst meinen wir es mit unserem Streben, wie ist die Kunst für uns nur „die hohe, die himmlische Göttin,“ wie schön erscheinen uns die ersten Verse der Bewunderung, wie unverwelklich die ersten Blumen und Kränze des Ruhmes! — Was bleibt von all diesen Empfindungen übrig nach wenigen Jahren?!

Diese Freude eines ersten Triumphes, er liegt hier so reizend in der Haltung der jungen Sängerin — wenige Jahre später wird sie einen Theaterdirector anders empfangen. Dann darf auch nicht die Gestalt eines kleinen, ungeschickten Lakaien durch die offene Thür in das Vouloir der Gefeierten dringen. Sammetportieren schließen es vor jedem Küstchen ab, eine gewandte Jofe ist die Uebermittlerin all der geheimnißvollen Pakete und Cartons und die Zeugin der mitleidlosen Vernichtung zahlloser Briefblättchen von allen Farben, die Mutter legt im Nebenzimmer Patience, um den Kamin stehen tiefe Sessel, und in den Sesseln haben die verschiedensten Bewunderer Platz genommen. Und sie, die Königin, der alle jene Huldigungen gelten? Nun, sie ruht auf einer chaise longue, umgeben von einem Gewölle von Seide und Spitzen; sie plaudert, lacht, schweigt, spottet, schmolzt, wie es ihr eben einfällt. Statt der großen Hausknecht zeigt sich, wie bei dem Kaulbach'schen Meisterbilde der schönen „Adelheid“ im Götz von Berlichingen, ein elegantes, wohlgezogenes Käzchen mit eingezogenen Krallen und zierlichem Halsband. Es darf auf dem Schooß der Herrin ruhen und blinzelt zuweilen nur mit den grünen Augen zu den Gästen herüber. Die Neugier hat es längst verlernt, das Käzchen der schönen Frau.

Anna Milder hat später wirklich das Herz ihres alten Schülers entzückt, indem sie die Sopranpartie bei jener letzten Aufführung der Schöpfung sang, der Haydn beizwohnte. Es war ein reizendes Fest, von dem die Zeitgenossen eine ergreifende Schilderung hinterlassen.

Im März des Jahres 1808 — ein Jahr vor seinem Tode — geleitete man ihn zu einem blumengeschmückten Sessel und brachte ihm mit Pauken und Trompeten ein jubelndes Hoch. Umringt von seinen Freunden und Schülern, Künstlern und schönen Frauen, an der Seite seiner liebenswürdigen Freundin, der Fürstin Esterhazy, hörte er sein Meisterwerk in seltner Vollendung aufzuführen. „Auf starkem Fittige“ schwang sich die Adlerstimme der Milder empor, und als später bei jener wunderbaren Stelle: „und es ward Licht!“ die Menge in einen einstimmigen Jubelruf ausbrach, da hob Joseph Haydn die Hände gen Himmel und sagte mit einem verklärten Lächeln: „es kommt von Oben!“

Er erlebte es nicht mehr, daß Anna Milder vor dem Mächtigen der Erde, dem Kaiser Napoleon, in Schönbrunn ihre Stimme erschallen ließ und von ihm die Aufforderung erhielt, nach Paris zu kommen.

Der Name Anna Milder-Hauptmann gehört der Vergangenheit an; kaum, daß ein alter Berliner Theaterenthusiast sich jener Wunderstimme erinnert, die einst Joseph Haydn „ein Haus“ genannt, und jener königlichen Gestalt, die als Iphigenia, Medea, Armide, Janiska und Emmeline die Menge begeisterte. Jenes Bildchen aber, das Anna Milder und den wunderlichen Schikaneder uns vorführt, würde, in ein modernes Costüm übersezt, in unsere Tage eben so hübsch passen wie in verschollene Zeiten, unter dem Titel:

„Nach dem ersten Debut.“

[2564]

Heirathsrakel in Polen.

Von Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

(Schluß.)

An einigen Orten laufen die Mädchen nach dem Leinwägen an den Zaun, ergreifen die Latte, die ihnen zuerst in die Hände fällt, und treten nun von Latte zu Latte, bis der Zaun zu Ende ist oder eine Biegung macht, indem sie bei der ersten Latte „Wittwer“, bei der zweiten „Bursche“ sagen und so fort. Das Wort, was auf die letzte Latte fällt, die sie anfassen, entscheidet, ob sie einen Wittwer oder einen Burschen heirathen. Mitunter macht die ausgelassene Jugend, die da weiß, daß dieser Brauch des Nachts geschieht, sich den heillosen Spaß, einen Theil der Latten mit Birkenzweigen zu beschmieren, damit die Mädchen, welche den Zaun betasten, sich die Finger beschmutzen und am nächsten Morgen daran kenntlich sind.

In Polnisch-Schlesien geht das heirathslustige Mädchen in der zwölften Stunde an den Zaun hinter dem Dorfe, der die Feldmark eines Bauern, in dessen Familie ein erwachsener Sohn ist, von der des Nachbarn scheidet, also auf dem Raine beider Grundstücke steht, und schüttelt ihn mit den Worten:

Reinzau, ich schüttle dich,
Und mein Liebchen melde sich!

Dann horcht es, ob und von welcher Seite Hundegebell zu vernehmen ist, indem von dorthin im Lauf des Jahres der Bräutigam kommt.

Junge Leute suchen auf dieselbe Weise zu erfahren, woher sie ihre Braut holen werden.

Bei den Masuren in Preußen gehen die Mädchen der Reihe nach an einen Zaun, aber jedes an eine andere Stelle, und schreien laut in die Nacht hinein: „Kommst? Ja?“ Antwortet nun das Echo: Ja, dann heirathet das Mädchen und kann sogar aus der

Richtung, von welcher her sie das Ja vernahm, wissen, woher Erwartete kommen wird.

In Städten horchen die Mädchen gern Abends vor Fenstern, ob sie zufällig die Worte: Komm, Hole und dem Mädchen vernehmen, weil sie dann heirathen. Kauft aber unglücklich Weise Jemand drinnen: „Seh' dich“, oder „ste“, so schreit sie betrübt von dannen, weil sie dann noch ein Jahr warten müssen.

Sind, wie es in der Regel geschieht, am Andreasabend mehrere Mädchen beisammen, so lassen sie einen Gänserich mit verbundenen Augen in das Zimmer, stellen sich ihm gegenüber und sehen, nachdem sie ihn mehrere Male im Kreise herum dreht, zu wem er sich wendet: das ist die nächste Braut.

Auch streuen sie kleine Häufchen abgezählter Körner auf Fußboden, lassen in der Mitte der Stube einen Hahn los, passen auf, wessen Häufchen er zuerst zu fressen anfängt, oder wem die Zahl der Körner eine gerade bleibt. Beides verleiht Glück.

Anderswo legen sie soviel kleine Semmeln, als Mädchen sind, auf die Erde, rufen einen Hund herbei und geben ihm wessen Semmel er ganz verzehrt oder theilweis liegen läßt. Stärkeres ist ein günstiges, letzteres ein schlimmes Zeichen. Es ist sich aber, daß der Hund keine Semmel liegen läßt, sonst alle frisst, weil er entweder sehr viel Hunger hat, oder die Semmeln gut mit Fett bestrichen sind, wie es meist geschieht, so scheidet die Reihenfolge, wie er sie gefressen, für die Zeit Verheirathung der Mädchen.

In Masowien und in den Kreisen Lublin und Sandomir glaubt man aus der Weise, wie ein ausgehungertes Hund Fleisch aus Teig oder einen Kalbsfuß frisst, den man ihm hinstellen kann, ob die Prophezeiungen eintreffen werden, welche man dem heiligen Andreas verdankt.

Zu diesen gehört auch der Brauch, kleine Wachstüchchen Scheiben von Apfeln zu fleben, sie anzuzünden und die Scheiben dann paarweis auf einer Schüssel mit Wasser schwimmen zu lassen. Jedes Mädchen hat sein Lichtchen und einem andern Gedanken den Namen eines Bewerbers gegeben. Wenn man nun das Wasser, so gibt man Licht, ob die beiden Scheiben sich nähern oder sich trennen, und schliefst daraus auf das Standkommen oder Fehlschlagen der Heirath.

Ebenso nimmt man eine Schüssel mit Wasser und Gerste hinein, unter welcher schon Körnchen mit Keimen in die Hand genommen sind, unter welcher schon Körnchen mit Keimen in die Hand genommen sind, unter welcher schon Körnchen mit Keimen in die Hand genommen sind, unter welcher schon Körnchen mit Keimen in die Hand genommen sind.

Das in Deutschland allbekannte Schuh- oder Pantoffelwerfen ist in Polen üblich, indem sich die Mädchen gegenüber die Thür auf die Erde setzen und die Schuhe oder Pantoffel, Masowien bloß den linken, rücklings über den Kopf weg nach Schwellen zu werfen. Je nachdem diese mit den Spitzen der Schuhe zu- oder abgewandt niedersinken, wird man das Haus im nächsten Jahr verlassen, um zu heirathen, oder noch im Hause bleiben.

Mädchen, welche sich nicht vor Erscheinungen fürchten, zünden eigenhändig Feuer an, bereiten daran drei Gerichte an, müssen, decken einen Tisch für zwei Personen und treten mit Schläge zwölf in die Mitte des Zimmers, um zu rufen: „Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, bitte ich dich zum Abendessen, Amen“, worauf sich irgend eine bekannte oder unbekante Gestalt zeigt, dreimal um den Tisch herum geht und verschwindet. Das ist der zukünftige Mann. Nur darf man bei dieser Beschwörung nicht Messer und Gabel auf den Tisch legen, weil sonst statt des Freiers der Tod erscheint um die Gastgeberin zu begehren.

Andere setzen sich um Mitternacht in einsamer Stube den Spiegel, stellen zwei Richter vor und zwei hinter sich, schauen, ohne sich umzuwenden, aufmerksam hinein, um darin ein Bild des Zukünftigen zu erblicken.

Mitunter tritt eine wirkliche Person hinter die Scheerwand, läßt ihr irgend ein Zeichen seiner Anwesenheit zurück. Die jungen Männer bedienen sich am Katharinenabend mehrfach derselben Mittel, welche die Mädchen fünf Tage später verwenden, beachten gleich ihnen die Träume, die sie in der Nacht gehabt, und ziehen selbst hier und da, wie im Großherzogthum Posen und in Polnisch-Schlesien, den Andreasabend dem Katharinenabend zur Befragung des Geschickes vor.

So schneiden sie bald an dem, bald an jenem dieser beiden Abende schweigend Kirschbaumzweige ab, setzen sie in ein Wasser, das von Zeit zu Zeit erneuert und an einen hellen Ort in der Küche gestellt wird, und sehen, ob sie bis zum heiligen Andreas oder wenigstens bis zum Neujahrsabend zu blühen anfangen. Geschah es, verkündet es in Russisch-Polen dem Gärtner, Liebe eine gute Partie, in Oberschlesien dagegen die Vereiningung mit dem Mädchen seiner Wahl.

Bei den Masuren in Preußen werden die Schicksalsprüche vorzugsweise in der Sylvesternacht oder dem Abend vor Neujahr angestellt.

Die Mädchen gehen dann im Finstern in den Schafstall und suchen ein Schaf zu greifen. Ist es ein Hammel oder ein Widder, so ist die Heirath sicher; ist es ein Schaf, steht noch längeres bleiben im ledigen Stand, und ist es gar ein Lämmchen, ein erwünschtes Alleinsein zu befürchten.

Wo ein offenes fließendes Wasser mit hartem Kieselgrunde ist, gehen sie hin, holen eine Handvoll Sand und Steine und schütten sie in der Stube auf einen Teller, um bei Licht zu untersuchen, was sie gegriffen. Sind die Steine in gerader Folge folgt Heirath im nächsten Jahr; wo nicht, ist noch ein Jahr Warten unausbleiblich, und findet sich unglücklicher Weise ein Widderchen unter dem Sand, so wird dies nicht lieber gesehen, wie ein Lämmchen im Schafstall, denn es hat dieselbe Vorbedeutung.

Ist statt des fließenden Wassers ein See oder Teich in der Nähe, greift man in einer Wuhne bis auf den Grund des Wassers und sieht, was man herausgebracht hat. Ist es ein Stück Eisen, wird ein Tischler, ist es ein Stückchen Eisen, ein Schmied, ein Strohhalm, ein Landwirth die Fragerin heirathen, wahren Glas, Ziegel, Stein oder Muschel einen Glaser, Ziegelbrenner, Maurer oder Fischer bedeutet.

Andere zupfen Stroh aus dem Dache, indem sie hoffen, sie noch einzelne Körner in den abgezupften Lehren finden, ein Bauer zum Mann zu bekommen, oder formen Männer aus verschiedenen Ständen, wie Schneider, Schuhmacher, Wirthe, Teufel, aus Brodteig und legen sie nebst anderen, ebenfalls aus Teig gebildeten Gegenständen, wie Geld, Kind, Brod, Leiter, etc.

Todtenkopf und dergl., unter eine Schüssel, um in der Nacht den ersten Gegenstand, den man im Dunkeln ergreift, hervorzuziehen und darnach auf die Zukunft zu schließen.

Bei dem Bleigießen haben die Masuren die Gewohnheit, daß derjenige, welcher sein Schicksal erfahren will, die Schüssel mit kaltem Wasser, in welche ein Anderer das geschmolzene Blei oder Zinn gießt, selbst und zwar über seinem Kopfe hält.

Statt der Aepfelscheiben mit Lichtern nehmen die masurenischen Mädchen zwei Kohlen, von welchen eine das Mädchen, die andere den Geliebten vorstellt, und lassen sie in einer Schüssel mit Wasser schwimmen, das man frisch vom Brunnen geholt hat, ohne dabei zu sprechen oder sich umzusehen. Schwimmen die Kohlen auf einander los, kommt die Heirath zu Stande. Mitunter wirft man auch mehrere Kohlen, denen man die Namen von verschiedenen Mädchen beilegt, und eine, die einen jungen Mann bezeichnet, in die Schüssel und paßt auf, welche Kohle von der letzteren eingeholt wird, indem man daraus erkennt, zu welchem Mädchen der junge Mann die größte Neigung habe.

Trifft das, was man erfahren hat, nicht ein, so liegt die Schuld gewiß nicht am Geschick, sondern stets an dem, der diese Mittel angewandt, ohne es recht zu verstehen.

[2858]

Den Blondinen!

„Dies Buch gehört den Blondinen,“ könnte man den Titel eines in Paris erschienenen Bändchens „Le livre des Blondes“ übersehen, denn es ist ein Panegyrikus auf alle Blondinen der Welt und der Weltgeschichte, in Form einer Erzählung. Es ist — wir wissen keinen anderen Ausdruck dafür — ein schmurriges Buch, in seiner Einseitigkeit wahrhaft einzig und dürfte wohl der Mühe verlohnen, im Auszuge mitgetheilt zu werden, um unsern blonden Leserinnen ein Lächeln und den brünetten ein herzliches Lachen abzugewinnen. Denn sie — wir meinen die Brünnetten — werden uns gewiß nicht zutrauen, daß auch wir einseitig wie der französische Autor seien und zwischen blonden und brauner Schönheit einen Unterschied machten. Nein, blond oder braun, der fraulichen Güte, Anmuth und Liebenswürdigkeit gebührt die Krone, und diese Eigenschaften sind nach unserer Ueberzeugung auf die Einen und die Anderen gleich vertheilt.

Der Held der wunderbarsten Erzählung ist Albert von Revel, ein junger, reicher Edelmann, der sich in einer eigenthümlichen Angelegenheit auf der Reise befindet. Eigentlich ist er noch nicht reich, denn über ihm schwebt ein Damoklesschwert, eine Testamentsclausel des Oheims, von dem das Vermögen stammt. Diese Clausel ist binnen zweier Jahre von Albert zu erfüllen; bei Beginn der Erzählung aber sind die zwei Jahre, eine wahre Henkersfrist, beinahe verfloßen. Albert soll nämlich, wenn er Herr des Vermögens bleiben will, in genannter Frist eine junge Dame heirathen, deren Schönheit vom Testament genau vorgeschrieben wird. Vor Allem muß sie langes, reiches, goldig blondes Haar haben. Sein Glück hängt daher zwar nicht an Einem, aber an einem blonden Haar. Eine solche Blondine zu finden, würde in England oder Deutschland nicht schwer gewesen sein, indessen der Onkel bestand auf einer Französin, und in Frankreich sind blonde Schönheiten selten. Albert war zwar mit Verschiedenen zusammengetroffen, die ihm gar wohl gefielen, aber sie entsprachen dem unbequemen Testamente nicht. Und was das Schlimmste ist: der junge Mann zieht Braun oder Schwarz dem Blond entschieden vor.

Der Onkel Sonderling hatte übrigens seinen Wunsch in Bezug auf die Brautwahl in einer eigenen Denkschrift mit reichlicher Gelehrsamkeit und, wollen wir sagen, noch größerer Spitzfindigkeit zu begründen versucht. „War es schon Wahnsinn, hatt' es doch Methode.“

Seinem Systeme lag der Satz zu Grunde: die hellfarbigen Menschen sind das Ebenbild des Schöpfers, die dunkelfarbigen (d. h. brünetten) stammen von gefallenen Engeln ab. Also: was die Frauen anbetrifft, so gehört die Blonde dem Himmel, die Brünnette der Erde an.

Diesen monströsen Satz sucht der sonderbare Schwärmer an allen möglichen Beispielen der heiligen wie der profanen Geschichte zu beweisen. Fast alle berühmten und liebenswürdigen Frauen, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, sollen nämlich blond gewesen sein. Auch die Dichter werden zu seinen Gunsten citirt, Dichter des classischen Alterthums wie der neuen und neuesten Zeit.

Unter den großen Frauen des Alterthums, welche brünett waren, citirt er Sappho und Cleopatra, doch bezahlten sie es mit ihrem Tode. Uebrigens könne Eine brünett sein von Haar und Teint und doch in ihrer Seele die ganze Zartheit der Blondine bergen. Das habe auch J. J. Rousseau erfahren. „Alle, de Breit,“ äußert er sich in seinen confessions, „war eine junge Dame, fast in meinem Alter, wohl gebildet, sehr schön, blendend weiß, aber mit tiefschwarzem Haar. Trotz des letzteren jedoch hatte sie jenen sanften, süßen Ausdruck der Blondinen, der meinem Herzen immer unwiderstehlich war.“

Aurora — wir wählen die Beispiele, gleich dem Autor, auß Gerathewohl — war so gut eine Blonde, als eine rosige Göttin, die Nacht dagegen entschieden eine Brünnette, und obgleich sie mit Gelsteinen über und über geschmückt erscheint, so wird doch keine Frau für ihre Verkörperung gelten wollen, auch nicht um ihrer Krone willen. Die Grazien müssen alle drei blond gewesen sein; man kann das aus Homer schließen, der den Anchises eine derselben für Venus halten läßt. Und Venus war blond (d. h. Venus Urania). Auch die Nymphen waren blond, hingegen die Parzen und Gnumiden dunkel.

Doch genug von Mythologie. Daß die blonde Schönheit bei den alten Griechen die Schönheit par excellence war, geht aus den Dichtern hervor. Man braucht z. B. nur den Homer und seine Helena zu citiren.

Die griechischen Brünnetten — wie wir nicht vergessen wollen, hier zu bemerken — färbten ihr Haar mit einer gelben Flüssigkeit oder puderten es mit Goldstaub, ebenso wie im Gegenheil, aus Caprice, Blondinen häufig genug Augenbrauen und Wimpern sich schwärzten, was es uns erklärlich macht, daß Helena als schwarzäugig geschildert wird, und daß man diese Art Schönheit von verschiedenen Dichtern gefeiert findet. Der Typus, wie das Ideal der Schönheit war das Blond, und des Paris Urtheil das Urtheil des ganzen Alterthums. Es war die blonde Phryne, welche die zwei größten Künstler Griechenlands begeisterte, den Bildhauer Praxiteles und den Maler Apelles. Und in Egypten war es die blonde Berenice, welche, um die Götter für ihren

Gemahl Ptolemäus günstig zu stimmen, ihr Haar der Venus opferte. Auf Rom übergehend, so zählt der Autor zahlreiche blonde Schönheiten auf, welche Horaz, Propert, Tibull und andere Poeten verherrlicht haben. Zwar gibt er zu, daß ihre goldblonden Haare zum größten Theil geliebene, falsche waren, aber die daraus erichtliche Verehrung und Huldigung für das Blond gereicht ihm zu nur noch größerer Genugthuung. Blond waren auch die Huldgestalten der großen italienischen Dichter im Mittelalter. Vor Allen die Beatrice des Dante und die erhabene Heldin des „befreiten Jerusalem“. „Dies Portrait Arnidens,“ sagt der Autor, nachdem er Tasso's Schilderung angeführt, „war das Leonorens von Este. Unglücklicher Tasso! — oder vielleicht glücklicher Tasso! — es machte ihn zum Wahnsinnigen!“ Ariost, so fährt der Autor fort, verlor seinen Kopf nicht wegen Angelica, aber er würde ganz gewiß bereit gewesen sein, das Leben für sie zu opfern. Es war in dem Zeitalter, das unter dem Einfluß dieser Poeten stand, als Philipp der Gute, Herzog von Burgund, den Orden des goldenen Vlieses stiftete, seiner blonden Gemahlin zu Ehren.

Auch die Troubadours werden als Gewährsmänner herangezogen. So singt Raoul, Graf von Soissons:

O belle blonde!
O coeur si gent!
Perle du monde,
Que j'aime tant!

Margarethe von Balois, die Schwester des ritterlichen Königs Franz I., war allerdings brünett, und brünett war auch Magdalene, die Tochter des Königs. Aber selbst ein Hofpoet wie Clement Marot (1495—1544) konnte nicht umhin, im Hochzeitscarmen auf die letztere zu sagen:

„Brunette elle est, mais pourtant elle est belle.“

Ein Buch wird erwähnt, „La Pauleographie“, welches zum Preise einer Dame von Toulouse, genannt la belle Paule, geschrieben und 1587 in Lyon gedruckt worden ist. Es ist von ihr bekannt, daß sie, im Gegensatz zu den Toulouserinnen im Allgemeinen, blonde Locken gehabt habe, und der Verfasser der Pauleographie erklärt ganz offen, es könne bei einer Frau überhaupt nur dann von Schönheit die Rede sein, wenn jene Bedingung — blondes Haar — erfüllt werde. La belle Paule war übrigens so schön, daß sie, wie berichtet wird, jeden Sonntag auf ihrem Balcon sich zeigte, damit das Volk von Toulouse an ihrem Anblick sich weiden könne, wobei es immer der Dazwischenkunft der Behörden bedurfte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Einer Blondine neuer Zeit widerfuhr eine ganz ähnliche angenehme Unannehmlichkeit; Delphine Gay nämlich, die nachmalige Frau v. Girardin, wurde einst die Ursache einer förmlichen Emute in Lyon. Der Pöbel unringte das Haus, in welchem sie sich befand: zu ihrem Schutze verschloß sie zwar die Fenster, aber nun drängten sich Alle, sie durch die Scheiben zu sehen. Die blonde Delphine würde das schönste Weib seiner Zeit gewesen sein oder wenigstens die schönste Blondine, hätte diese Ehre nicht eine Andere in Anspruch genommen, eine venetianische Gräfin, genannt la Biondina. Ganz Venedig schwärmte für Nichts, als die Biondina, so lange dieselbe in der Stadt der hundert Inseln lebte.

Der Verfasser des Libells — Onkel Sonderling — springt von Delphine und Biondina auf die „blonde Ninon“, jedenfalls Ninon de l'Enclos, zurück. Auch Agnes Sorel, die Freundin Karls VII. von Frankreich, war blond, Diana von Poitiers blond, Gabriele d'Estrees (1571—99) blond und Maria Stuart blond. Onkel Sonderling beruft sich auf den Zeitgenossen der Königin, den Historiker Brantôme, der die goldenen Locken Mariens über den Nichtblock wallen läßt, vergißt aber hierbei der jüngsten Forschung, welche dieses Goldgelock als eine Perücke hinstellt. Doch mag letzteres auch Wahrheit sein, Maria Stuart war unzweifelhaft blond von Natur.

Unter anderen blonden Berühmtheiten werden Anna von Desterreich, Marie von Bourbon, Henriette Anna von England (Gemahlin Philipps I., Herzogs von Orleans), die Herzogin von Chevreuse (1600—1679) und endlich auch die schöne Herzogin von Longueville genannt.

Mademoiselle von Montpensier schildert sich selbst also: blaue Augen, hochrothe Lippen und das Haar „blond et d'un beau cendre“. Von den drei Nichten des Cardinals Mazarin waren zwei braun und die dritte blond. Und damit man erkenne, wie man am Hofe von Frankreich die blonde Schönheit hochhelt und verehrte, so genüge es hier, zu constatiren, was Madame de Motteville in ihren Memoiren von der brünetten Soyon, einem Ehrenfräulein der Herzogin v. Orleans, urtheilte: sie könne von sich sprechen wie Sulamith (die Braut im Hohen Liede Salomoni): „Je suis noire, mais belle!“

Die Blondinen Madame de Sevigné und Fräulein von la Vallière erfinden eine neue Haartracht für Blondinen, Madame de la Fayette und Madame de Maintenon waren ebenfalls blond.

Und habe sich die Tradition der blonden Schönheit nicht auch auf den französischen Hof von heute vererbt? Der Kaiserin Eugenie zartestes Blond, der Herzogin von Mouchy goldne Welle, der Marquise von Gallifet leuchtendes Haar sind in Aller Mund.

Soweit die Denkschrift des Onkels. Verfolgen wir nun den Gang der Erzählung.

Albert, der Nefte, ist schon ziemlich weit in der Lectüre der Denkschrift vorgeschritten, die seine einzige und ganze Reisebibliothek bildet, da kann er seinem Freunde Maurice von Frégeneuil, auf dessen Gut er Station gemacht hat, melden, daß er auf seinen Spaziergängen eine junge Dame entdeckt, welche in Allem dem Ideal des Oheims zu entsprechen scheint, sie sei nicht nur unbeschreiblich schön, sondern auch blond. Doch Maurice dämpft das erwachte Interesse sofort durch die Mittheilung, jene Dame sei Louise von Gerac, die Freundin seiner Cousine, und er selber liebe sie. Freilich wurde die soeben erwähnte Cousine, Madeleine von Frégeneuil, von ihm früher geliebt, doch jetzt hat Louise sein Herz. Er nimmt daher von Albert, dem Blondinenjäger, das Versprechen, dies Gelwid nicht weiter zu verfolgen. Zum Dank dafür macht er ihm mit Louise bekannt. Und sie sowohl wie die Cousine nehmen fortan an der Lectüre des Libells des Oheims Theil. Anfangs zur großen Verlegenheit Alberts, da Madeleine eine entschiedene Brünnette ist und von der Theorie des närrischen Oheims natürlich wenig sich erbaut fühlt. Je weiter die Lectüre vorschreitet, desto wärmer wird Alberts Interesse für Madeleine, und er drückt ihr dies sehr unzweideutig aus. Aber während er also in der größten Gefahr schwebt, dem Willen seines Oheims zuwider zu handeln und für eine Brünnette sich in Armuth zu stürzen, ersticht ihn der Retter in der Eifersucht des Freundes. Ja, mit Eifersucht hat Maurice die Huldigungen für

seine Cousine angesehen und erkannt, daß seine Gefühle für die blonde Louise doch eine Selbsttäuschung waren, und Madeleine, Madeleine allein sein Herz bestißt.

Das ändert die ganze Sachlage. Albert ist mit Freuden bereit, die Flagge „Louise“ aufzuziehen, und Louise wollte längst ihm wohl. Madeleine endlich war ihrem Herzen, d. h. ihrer Neigung zum Cousin niemals untreu geworden. Ende gut, Alles gut. Der Blonde heirathet die Brünnette, die Blondine wird des Schwarzkopfs Frau. Letzter, Albert, kommt definitiv in den Besitz von des Onkels Vermögen.

Damit endigt der französische Autor; aber unser oder vielmehr mein Referat will ich nicht schließen, ohne die Brünnetten, die mir vielleicht doch großen dürften, an die Frauen Ungarns zu erinnern, welche meist von dunklem Haar und immer schön sind. Und wenn der galante Franzose seiner blonden Kaiserin erwähnt, so nenne ich von den Gekrönten die Kaiserin-Königin Elisabeth, die Königin Augusta von Preußen, die Königin-Wittve Marie von Baiern, Frauen von dunklem Haar und doch strahlende Schönheiten. Ja, um meinem Referate vollends den Stachel zu nehmen und zu beweisen, daß ich gewiß nicht gegen die Brünnetten stimme, sei's gestanden: die Schreiberin dieser Zeilen — ist selbst brünett.

[2852]

Veronica von G.

Mein erster Gulden.

Es war ein Silbergulden, ganz wie die anderen, mit Bild und Schrift, aber funkelnelken — kein zweiter Gulden auf Erden kam ihm gleich, das stand für mich fest, als ich meinen Gulden behutsam zwischen den Fingern hielt, ihn dann auf den Stuhl legte und niederkniete, um ihn immer genauer noch und o! so zärtlich betrachteten zu können. Dies war mein erster Mammonsdiener, meine erste Anbetung des goldenen Kalbes.

Ich war acht Jahre alt, der Gulden vier Jahre jünger, als ich. Vier Jahre! Das gab mir das Uebergewicht des Alters, und so konnte ich neben den verliebtesten Blicken auf meinen Gulden doch auch eine gewisse Gönnermühe ihm gegenüber annehmen. Mit solcher Mühe, ich fühlte es, würde ich ein älteres Exemplar nicht betrachtet haben. J. B. ein schon achtzig Jahre alter Gulden hätte mir eine Art ehrfürchtiger Scheu abgenöthigt. Durch welche Hände konnte derselbe nicht schon gegangen sein, was nicht schon erlebt haben! Mit solchem Gulden hätte ich nicht frei von der Leber weg sprechen können. Besser ein junger, unerfahrener Silbergründling, mit dem ich auf gleichem Fuße stand, dem ich mein Herz ausschütten und meine Gedanken verrathen konnte.

Zudem, um die Sache von der materiellen Seite zu betrachten, mein neuer Gulden war viel reiner, glänzender, ja scheinbar sogar größer und schwerer, als ein alter; es waren keine häßlichen Flecke an ihm, keine unangenehmen Spuren einer überstandenen längeren Gefangenschaft unter dem Pöbel der Kupfermünzen.

Alles, Alles sprach zu Gunsten meines Guldens — seine Neuheit, seine Schönheit, seine Reinheit, sein Glanz. Man muß nur nicht vergessen: es war mein erster Gulden, mein erster Schatz, das erste Geldstück, worüber ich frei schalten und walten durfte. Mein Vater hatte mir ihn und zwar unter besonderen Umständen gegeben. Es verhielt sich nämlich so.

Nach einem langen Prozeß mit einem böswilligen Schuldner hatte mein Vater endlich gewonnen. Aber die Kosten und Auslagen, die Sporteln und Salairs und Trinkgelber an die Gerichtsboten hatten soviel verschlungen, daß ihm von der freitigen und schließlich erstrittenen Summe grade nur dreizehn Gulden verblieben. Da befiel sich denn Papa das Duzend und mir schenkte er — wie ich fürchte, aus Mangel — den letzten der Dreizehn.

Für den ersten Moment war ich befinnungslos. Ich im Besitz eines ganzen Gulden! Der Kopf schwindelte mir, meine Hände bebten, und vor meinen Augen wirbelten Tausende von Gulden, alle hellglänzend und makellos rein und eben erst aus der Münze gekommen, ganz wie der meinige.

Nach und nach wurde ich ruhiger, die Aufregung machte der Ueberlegung Platz, einer Ueberlegung, die mein ganzes Ich in Anspruch nahm: Was ich mit meinem Capital anfangen sollte, was dafür kaufen?

Ich trat vom Sessel weg, an dem ich in bewunderndem Anschauen des Silbers wie ein sonnenanbetender Peruaner gekniet hatte, zum offenen Fenster hin und versank in tiefes Sinnen. Nach zehn Minuten hatte ich mich für drei Dinge entschieden: eine Puppe, eine Uhr oder einen Pony.

Doch — nun kam die engere Wahl und die war noch peinlicher, noch schwerer.

Ich schwärmte für Puppen. Sie waren mir so liebe kleine Dinge, man konnte so reizend mit ihnen spielen, mit ihnen essen und plaudern, besser fast, als mit einer Freundin und gewiß besser, als mit einem Bruder. Ich wollte mir also eine recht schöne neue Puppe kaufen, mit langen blonden Locken, in seidenem Schleppkleide, mit Hut und Schleier.

Plötzlich aber fiel ich aus meinen Himmeln. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals eine Dame mit einer Puppe gesehen zu haben. Meine Mutter hatte keine Puppe, meine Tanten auch nicht. Also schied es sich nicht für Erwachsene! Und ich gehörte zu den Erwachsenen, mein Vermögen machte mich majorenn. Ich war nun auch eine Dame und mußte als Dame mich betragen. Also fort mit dem Gedanken an eine Puppe!

Es blieben mithin die Uhr und ein Pony. Der Kauf eines Ponys hatte unzweifelhaft seine sehr lockenden Seiten. Zuerst die Annehmlichkeit des Reitens, des Spazierenreitens an sich, dann die Befriedigung meiner Eitelkeit — denn daß mein Erscheinen im Sattel mich zum Zielpunkt der staunenden Blicke aller Nachbarsleute machen mußte, war gewiß.

Dieser Gedanke nahm mein Herz im Sturm. Indessen andererseits konnte ich mir nicht verhehlen: ein Pony war ein weniger bequemer und handlicher Schatz, als eine Uhr. Diese vermochte ich in die Tasche zu stecken und überall mit hinzunehmen; ihres Besitzes also durfte ich mich immer und an jedem Ort erfreuen. Nicht so bei einem Pony. Er brauchte einen besonderen Platz für sich, und wir hatten keinen Stall. Ich konnte ihn doch nicht wie eine Puppe in mein Schlafzimmer nehmen? Und dann — sein Futter! Woher Hafer und Heu für mein Pferdchen kriegen? Papa würde sich dafür bedanken, es zu beküpfen. Nach dem Gulden auch noch solche Ausgaben! Aber fressen wollte der Pony unbedingt!

Ah! Das war recht traurig, und ich glaube, die Thränen kamen mir in die Augen. Ich sah meinen Pony im Galopp von

dannen reiten und bald im Nebel verschwinden, auf seinem Rücken mit sich nehmend alle meine Hoffnungen, Illusionen und Träume von Ruhm!

Jedoch nur wenige Secunden — und er kam wieder im Galopp zurück zu mir. Ich hatte mich entschlossen, mein tägliches Brod mit ihm zu theilen, den Morgentaffee, den Mittagsbraten und die Abendsuppe. Und was seine Unterkunft betrifft, so wird Papa, wenn ich recht sehr bitte, einen kleinen Verschlag auf dem Hofe gewiß bewilligen.

Mein Plan war fertig, jedes Bedenken erledigt, ich wollte mir den Pony kaufen — für einen Gulden. Da fiel mein Blick durch das Fenster auf den Hof. Ich gewahrte einen kleinen Jungen, der sich damit vergnügte, Kirichen in die Höhe zu werfen und sie mit seinem Munde wieder aufzufangen.

Hierüber vergaß ich für den Moment mein Pferdchen und sein Futter, ich sah nur die Kirichen. Es war ein heißer Tag, und ich durstig. Die Kirichen flogen in die Höhe und fielen wieder herunter, aber immer in des Jungen Mund und nicht in den meinen. Das langweilte und ärgerte mich. Wäre wenigstens dann und wann eine Kiriche auf die Erde gefallen, das würde doch ein Spaß gewesen sein. Nein! — alle kamen schnurgerade herunter in den lachenden Mund, und jedes Mal gab es mir einen Stich ins Herz. Ich weiß nicht, welcher Meidenfel mich wünschen ließ, statt einer Kiriche möchte nur ein einziges Mal ein Kiesel, eine Kohle oder ein Stück Seife aus der Luft niedersinken. Meine Augen funkelten. Soeben hatte der Junge eine besonders schöne Kiriche höher noch, als die anderen geworfen und stand nun mit ausgebreiteten Armen, den Kopf zurückgebogen, die Augen geschlossen, den Mund weit auf, auf ihr Wiederkommen wartend. Die Verückung war zu groß. Ich sah mich nach Etwas um, um es nach ihm zu werfen, fühlte Etwas in der Hand und schleuderte es ohne Besinnen durchs offene Fenster nach dem Jungen. Das Ding traf ihn an der Schulter und fiel dann zur Erde. Ich lachte schadenfroh, im nächsten Augenblick aber überließ es mich eisfalt vor Schreck. Der Junge hatte sich nach meinem Wurfgeschloß gebückt und hielt es nun zwischen den Fingern. „Danke schön!“ rief er vergnügt und sprang davon.

Was ich nach ihm geworfen, war mein Gulden.

[2581]

Die Mode.

Quadrille, Balzer, Mazurka — ach, werthgeschätzte deutsche Herren, wenn Ihr nur besser Mazurka tanzen könntet! — ich kann die Zauberworte noch heute nicht ohne rascheren Pulsschlag hören; mein Blut summt ordentlich wie Violinen und Celli: An der schönen blauen Donau — — Ja, ich geh' ich, ich tanze gern. Darum, meine mütterlichen Freundinnen, was Ballsoletten anbelangt, bin ich schrecklich; notire Alles, was ich darüber erfahre, und verrath' es den Weißbegierigen.

Hier sind die Parolen für dieses Jahr: Entweder ist die ganze Ballrobe von durchsichtigem Stoff, Tüll, Tarslatan, Crepe, glatt oder gekrepptem Mull und dergl. oder nur der untere Rock, die Taille dagegen und die Tunika von Seidenstoff. Der untere Rock hat immer eine lange Schleppe, was uns am Tanzen nicht hindern soll, denn wir raffen sie, wenn die Musik uns ruft, mit einer Agraffe, einer Band- oder Stoffschlinge. Die Tunika, mag sie von leichtem durchsichtigem oder schwerem Stoff sein, ist so gerast, daß sie hinten einen Puff bildet, aber ich bitte — nicht gar so haushüchig wie im vergangenen Jahr.

Der untere Rand der Taille (an Ballroben) ist gewöhnlich vorn und hinten schneckenförmig zugespitzt und wird mittels Schnürlecher und Seidenlitze geschlossen. Zuweilen haben solche Taillen einen kurzen gerundeten oder einen geschlitzten Schöß. Dann fällt selbstverständlich die Schärpe weg.

Am Halsanschnitt der Taille wird meist ein sogenanntes russisches Hemdchen aus Wollend oder Wallnes-Tüll sichtbar.

Und womit garniren wir nun die Ballrobe? Auf durchsichtigen Stoffen machen sich zwischen den unvermeidlichen Puffen, den Rüschen und Volants vom Robenstoff Blumenguirlanden reizend; Roben aus Atlas, Grosgrain, poul-de-soie u. s. w. garniren wir mit weißen oder schwarzen Spitzen.

Im Haar bilden Blumen immer den schönsten Schmuck, sei es nun eine einzelne Blüthe, ein Zweig mit Blumen oder ein voller Kranz.

Zur Ballsolette gehört nochwendig auch ein sortio-de-bal. Sie haben jetzt entweder die Form eines weiten Paletots mit langen offenen Ärmeln oder eines kurzen Talmas mit Capucion und sind in der Regel aus rothem Tuch, weißem Kaschmir oder Veloursstoff mit Atlasfutter von gleicher Farbe. Seidene Passementerien, Gold- oder Silberlitze oder (sehr effectvoll!) Gold- und Silberfranze, auch Bestreifen werden als Garnitur verwendet. Ein sortio-de-bal von weißem Stoff mit dunklem Pelzbesatz ist entschieden elegant.

Zu sorties-de-bal ohne Capucion trägt man Capoten von schwarzem oder weißem gemustertem Tüll und Spitze, mit farbigem Seidenfutter versehen. Auch spitzen garnirte Capoten von Crepe-de-Chino sind beliebt. Manche Damen begnügen sich, eine ziemlich lange und breite, weiße Tüllschärpe über den Kopf zu werfen; sehr kleidlich, sehr flott, aber nicht friert dabei.

Ich komme zu den Promenaden-Anzügen. Man liebt es noch immer, Robe und Paletot aus gleichem Stoff zu tragen, und zwar wählt man dazu rüschenreiches oder korinthfarbendes Tuch und schwarze Sammetgarnitur gegenwärtig besonders gern. Was die Form des Paletots betrifft, so sieht man ebenso häufig den kurzen sackförmigen, als den längeren anschließenden. Ersterer reicht nur wenig über die Taille und ist am unteren Rande hinten und zuweilen auch an den Seiten geschlitzt; die meisten haben weite offene Ärmel. Zum anschließenden Paletot trägt man noch immer eine Schärpe, sie ist entweder vom Stoff des Anzuges oder wie die Garnitur von Sammet. Andere sackförmige Paletots sind bedeutend länger, aus Sammet oder Seidencrepe gefertigt, mit wattirtem Seiden- oder einem Pelzfutter versehen und mit Pelz garnirt. Derartige Paletots können zu jeder Robe getragen werden.

Paletots, Talmas, Roben, Varetts werden häufig mit Federn garnirt. Eine solche Garnitur besteht aus schmalen Stiefelstreifen, welche dicht mit Federn besetzt sind. Am Rock der Promenaden-Anzüge decken sie den Ansatz der Volants, an ausgeschnittenen Taillen werden die Ärmelränder und der Halsanschnitt mit solchen Federstreifen besetzt. Dieselben haben meistens die Farbe der Robe, nur auf Ballkleidern sind sie von abstechender Farbe.

Zur Form der Winterhüte habe ich bereits bemerkt, daß sie vorn sehr hoch sind und dabelst ein glattes oder aus Rüschen arrangirtes Dieder bilden. Letzteres ist fast immer, selbst an farbigen Hüten von schwarzem Sammet. Zu den Winterbändern, die der Winter uns aufdrängt, verwendet man neuerdings sehr häufig Grosgrainband, sogar für Sammethüte.

Ich erwähne noch die Manschetten, die, rings

mit Spitzen verziert, statt unter, über den Armeln getragen werden. Wahrscheinlich nur eine Eintagsflamme.

[2585]

Veronica von G.

Auflösung des Räthfels Seite 72.

„Der Arm.“

Auflösung des Rebus Seite 72.

„Kleine Männlein mit großem Dünkel giebt's in jedem Erdenwinkel.“

Räthsel.

Ich bin ein Maler ohne Gleichen,
Durch Menschenhand hervorgebracht,
Ein Raphael muß selbst mir weichen
An Treue und an Farbenpracht.
Im Ru hab' ich das Bild beendet,
Doch mangelt mir — die Phantastie,
Und was ich immer auch vollendet,
Nichts war es stets, als nur — Copie.

[2586]

Correspondenz.

Wirthschafterin. Wir haben wiederholt erklärt, daß uns die Beantwortung einer Frage in der „nächsten“ Correspondenz unmöglich werde. Und doch schreiben Sie uns in gereiztem Ton, warum eine — kürzlich erst an uns gerichtete — Frage mit Stillschweigen übergangen sei. Sie war, als Ihr Mahnbrief kam, gerade mit der Antwort von unserem technischen Berather zurückgekommen. Hier haben Sie die Auskunft: In England mischt man den Rahm mit einer Auflösung von doppeltkohlen-saurem Natron in Wasser und zwar nimmt man auf 20 Quart Rahm 2 bis 5 Eßlöffel voll jenes Salzes, je nachdem der Rahm gut und süß oder alt und säuerlich ist. Das Buttern soll dadurch sehr reich von statten gehen, die Butter eine bessere gelbe Farbe erhalten. Die Buttermilch ist, durch das Natron abgestumpft, nicht mehr säuerlich.

Frl. L. P. in R. Die Zeichenerklärungen zu den Tapiseriedessins Nr. 60 und 61 auf S. 337 des Bazar 1869 sind durch ein Versehen des Druckers vertauscht worden, arbeiten Sie demnach das Dessin Nr. 61 nach Angabe der Zeichen-Erklärung unter dem Dessin Nr. 60.

Frl. A. B. Pesth. Stahlblau und Violett sind durchaus nicht unharmonische Farben; ersteres ist bekanntlich das schon seit einigen Jahren so beliebte sehr dunkle Blau mit violetterm Schimmer. Bei aufmerksamem Durchlesen der erwähnten Beschreibung werden Sie dieselbe durchaus nicht unbedeutlich finden und die Capote ohne Mühe danach arbeiten können.

Frl. Dr. U. Den Schnitt eines ähnlichen Kleidchens für kleine Mädchen nächstens. Arbeiten Sie die gestickten Einfäße nach dem mittleren Theil des Dessins, Nr. 76 auf S. 306 des Bazar 1869, jedoch mit weißer Strickbaumwolle. Dasselbe Dessin kann zu den gestickten Frisuren verwendet werden, doch hat man dann den Streifen an einer Längenseite in Wogen zu languettiren.

Eine Abonnentin in Holftein. Cotton-silk ist eine Art englischen Baumwollensammets. Ihre zweite Frage fanden Sie am Ende des vorigen Jahrgangs beantwortet.

L. B. F. Wir werden Ihre freundliche Einlenbung eines Receptes zum Seifenwaschen mit Veröffentlichung einer ähnlichen Vorchrift beantworten, welcher wir den Vorzug vor der ihrigen in Bezug auf Einfachheit und Sicherheit geben müssen.

D. G.; M. F. Mannheim; Elise, Therese, Ida in Glogau und Lau. Vielleicht später. Leinene Kragen und Manschetten erhalten besonders schönen Glanz, wenn man der Stärke, mittelst deren sie steift werden, das Stärke-Zusatz-Präparat von Struwe in Osterreichs Harz beimischt.

A. S. Ungarn. Wählen Sie einen der auf S. 168 und 169 des Bazar 1869 gebrachten Promenaden-Anzüge als Vorlage. Das erwähnte Kleid kann zur Halbtrauer getragen werden.

A. D. Garniren Sie den Rock mit einem oder mehreren Volants gleichem Stoff.

N. R. Alfeld. Ein hübsches Dessin zu Antimacassars in Mull-Weberei brachten wir mit Nr. 7 auf der Seite 53 bis 60 des Bazar 1869 gehörigen Stickerseite, Stickerbordüren zu Untertafeln und mit Nr. 10, 14 und 21 auf der zu S. 249 bis 256 des Bazar 1869 gehörigen Stickerseite.

Ein Abonnent aus Bamberg. Wir rathen der an Zahnschmerzen leidenden Dame ein weißes oder schwarzes Epigentuch um den Kopf gefügt zu tragen.

Eine Dame aus Schweden. Einen gefädelten Wäschebeutel brachten wir 1869 auf S. 166 mit Abbildung Nr. 7. Varetts mit Pelzbesatz sind modern.

C. A. A. Betreffs der gewünschten Ballsoletten verweisen wir auf S. 24 und 25 des Bazar 1870.

J. G. Casafagna. Besten Dank für die freundliche Ueberleitung. Hätelbedessin, wir werden dieselben in unserer Zeitung veröffentlicht.

Eine Abonnentin des Bazar in W. und eine langjährige Abonnentin in W. Wenben Sie sich an den Victoria-Bazar, Berlin, Leipziger Nr. 92.

Eine langjährige Abonnentin. Richten Sie die Muffe nach der einer der im Bazar 1868 auf S. 377 erschienenen Muffen her. Die Pelztragen sind nicht modern, am beliebtesten sind kurze runde Muffen von weißem oder farbigem Mull, im Haar tragen Sie dazu eine Blume oder Bandstleife. Einfachere und elegantere Ballsoletten brachten wir auf S. 24 und 25 des Bazar 1870. Das Epigentuch paßt gut als Umhang zu dem schwarzen Atkassleide. Der Stoff, von dem Sie uns eine Probe zugesandt haben, ist nicht unmodern.

F. S., Abonnent des Bazar. Richten Sie das Mäuschen nach dem Dessin der Mäusche, Abbildung Nr. 65 auf S. 347 des Bazar 1868, her. Der Schnitt ist jedoch nach Erforderniß zu verkleinern.

Frl. S. B., Abonnentin. Sie finden den gewünschten Tragmantel auf S. 108 des Bazar 1868.

S. B. . . . in Wien. Lesen Sie, vor Ausführung des gestrickten Anzuges am Anfang der betreffenden Bazarnummer die Erklärung der Kürzungen, welche in den Beschreibungen der Strick- und Häkelarbeiten gebraucht werden.

A. W. in Pts. Sie finden verschiedene hübsche Dessins zu Fillettschleifen und Kleins auf der zu S. 315 bis 322 des Bazar 1869 gehörigen Supplementseite mit Fillet, Häkel- und Tapiseriedessins.

B. V. bei Breslau. Ein Univeralmittel zur „Schwellen-Entzündung des Haarwuchses“ gibt es nicht; Haarkrankheiten sind Krankheiten, und die Arten und Ursachen letzterer sind sehr verschieden. Bei leichten Störungen, z. B. Schuppungen der Kopfhaut, ist oft das Mittel von guter Wirkung: 12 Gewichtstheile gerichnietene Weizengröße werden ca. 1/2 Stunde mit 50 Theilen Wasser im verschlossenen Gefäß gelocht, gegen das Ende des Kochens 3 Theile geschichtene Weizengröße hinzugegeben, dann wird durchgeseiht und in dem Decort, wenn nöthig, durch erneuten Zusatz von Wasser auf 40 Theile gebracht. 1 Theil kohlensaures Natron gelöst und nach dem Erkalten 24 Theile Franzbranntwein hinzugefügt. Mit diesem Decort wird die Kopfhaut Abends eingerieben, der Kopf außerdem wöchentlich 1-2 mal mit Eigelb und lauwarmem Wasser gewaschen. — Das fäulnißige „Klettenwurzelöl“ hat mit der Klettenwurzel Nichts zu schaffen, es ist gewöhnliches Provençalöl.

Neue Abonnentin des Bazar. Man entfernt den Delfarbenanstrich von Holz, wenn man denselben messerförmig mit schwarzer Schmirgellese bestreicht, über Nacht die Seife reinigt und am Morgen mit einer Bürste und warmem Wasser den loder gemordenen Anstrich abtrocknet. — Erblindete Glaslinsen reinigt man mit dünnter Salzsäure, Trinkgläser mit Wasser, in welchem man Soda auflöst; in fettige Glasgefäße gießt man zuerst etwas Wasser, schüttelt dann etwas Weizengröße hinzu und schüttelt kräftig durch. — Um das Spritzenrohr der Lampencylinder zu vermeiden, so man in den Cylinder einen Messingdraht von 1 Elle Länge hinein; der Draht muß in der Mitte so gebogen sein, daß er auf dem oberen Ende gerade bequem aufsteigen kann, und außerdem beiden in den Cylinder herabhängenden Armen Schlangenwindungen gebogen werden.

G. D. Nach der Wäsche werden die gelb gewordenen Strümpfe u. s. w., wenn alle gelben Stellen sorgfältig entfernt ist, in Wasser gewaschen, welchem auf den Eimer eine Hare aus 1/2 bis 1 Loth Chloralkali in 1 Seidel Wasser gemischt wurde. Hierin bleibt die Wäsche 24 Stunden liegen und wird dann gut ausgespült.

Kaffeegetränk in P. Die betreffenden Angaben sind so allgemein gehalten, daß man in manchen Fällen unmöglich eine Antwort zu geben kann. **M. K. in Br.** Gutapergalein wandern Sie in Berlin bei Froubert und in Wien jedenfalls auch in der Apotheke von A. Moll, Tuchlauben.

Erne Abonnentin in Drosau. Wir haben erfahren können, woraus die „echte Originale Pasta Pompadour“ auch „Wundermittel“ besteht, insofern sieht man dem Vogel zu febern an, daß er nichts Besseres ist, als geheimnißvollen, eben so bunt ausgeputzten Fischen, die alle Viel versprechen und wenig leisten können. Im Allgemeinen geht man nicht fehl, wenn man annimmt, daß je pompfaster der Name die Versprechungen, um so weniger dahinter bleibt. Jedenfalls hat die Farbe des blaue Kleides gelitten, da hilft eben nichts anderes. — Um weiße Straußfedern zu waschen, füllt man ein Gefäß von der Länge der Feder mit lauwarmem weichem Wasser, bringt etwas weiche Seife hinein und schlägt zu Schaum, auf schwimmt man die Feder in dieser Flüssigkeit her, streift sie zwischen den Fingern aus und derholt dies 2-3 mal. Ist die Feder völlig so legt man sie auf die Fläche der linken Hand schlägt mit der flachen Rechten so lange bis die kleinen Flockchen, welche von der Feder zusammengeklebt sind, auseinander gegangen sind, die ganze Feder etwa halb trocken ist, bestreut man dieselbe mit Puder und faltet dem Schlagen fort, bis sie ganz trocken geworden ist. Will man der Feder einen blauweißen Glanz geben, so zieht man dieselbe, nachdem sie gewaschen und verfährt dann, wie oben gelehrt wurde.

— Schaben Sie täglich den oberen Ringfinger mit einem Stüchchen Glascherbe und reiben Sie denselben dann mit etwas Baumöl ein. — Um flecke bringen Sie von Photographien durch Besetzen derselben mit Jodalbuminlösung (1 Theil Jodheilen) und nachheriges Abspülen mit Wasser.

Frl. A. K. in Stolp. Frisches persisches Pulver ist ein ganz sicheres Mittel zur Vertreibung von Schwaben u. dgl. Ungeziefer. Sie müssen selbe mit den in Drogenhandlungen häufige Blasebälgen in die Schwampfächer blasen. Ein wenig Petroleum in die Rigen u. s. w. und nachheriges Vertreiben derselben mit Gips ist ebenfalls rathsam.

S. L. in St. Das angeblich vom Magistrat in Stuttgart a. D. vor ca. 5 Jahren angekauftene Recept zur Bereitung eines künstlichen Schmalzes lautet: schmilzt 1 Pfund frisches Hammelalg mit 18 Loth Milch zusammen, gießt, so lange es noch durch ein feines Sieb ab, mischt unter beständigem Rühren 1/4 Pfund gutes Mohndöl zu, erwärmt Gemenge mit 4 Loth Wrobrinde, 1 Loth Weizenmehl und 2 zerschnittene Zwiebeln in der Milch und leicht durch. Dieses künstliche Schmalz soll beim Erhitzen und Kochen die Butter erziehen, wir erziehen uns, recht sehr daran zu zweifeln.



Das modernisirte Kleid. Zeichnung von N. Gyzis.